



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

jung. engagiert. katholisch.

Gesellschaftliche und persönliche Rahmenbedingungen,
die junge Erwachsene zu einem Engagement in der
Katholischen Kirche führen.

Verfasserin

Claudia Brechelmacher, Bakkalaurea der Philosophie

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

066/905

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium Soziologie

Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Rudolf Richter

Erklärung zum selbständigen Verfassen der Arbeit

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe. Ich habe keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt. Ich habe die Arbeit bzw. Teile davon weder im In- noch im Ausland einer Beurteilerin/ einem Beurteiler zur Begutachtung als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Ternitz, am _____

Unterschrift

Danksagungen

Danke sagen möchte ich allen Menschen, die mich auf dem Weg durch mein Studium begleitet haben:

Allen voran meinen Eltern, die mir dieses Studium ermöglichten, meiner Familie und meinen Freunden, die mich in dieser Zeit unterstützten und immer wieder ermunterten.

Ein Dankeschön auch an meine InterviewpartnerInnen, die sich für meine Forschung zur Verfügung stellten und an meine StudentenkollegInnen, die mir bei der Analyse und Auswertung meiner Interviews geholfen haben.

Ein besonderer Dank gilt auch meinem Betreuer Univ. Prof. Dr. Rudolf Richter, der mir bei meiner Arbeit nicht nur Freiheit zur Entfaltung gegeben, sondern mir auch mit fachlichem Rat und inspirierenden Anregungen zur Seite gestanden ist.

Schließlich möchte ich noch dem Herrn danken, ohne den ich all das nicht so geschafft hätte.

Vorwort

„In meiner momentanen Aufgabe ist es so, dass ich da irrsinnig viel von meiner Persönlichkeit einfließen lassen kann (Interviewpartnerin, 27J.). Das ist irgendwie wirklich mein Lebens- und Glaubensweg geworden (Interviewpartner, 28J.). Mir macht's Spaß, ich engagiere mich gern, ich glaube auch, dass ich was beitragen kann und ich kann was Sinnvolles machen (Interviewpartner, 24J.). Mein Engagement ist auch ein Dienst an der Kirche, weil ich meine Fähigkeiten, die ich geschenkt kriegt hab auch für das Reich Gottes einsetze und auch andere für den Glauben begeistern kann (Interviewpartnerin, 18J.). Kirche ist so was lebendiges und lebensbejahendes und deshalb lohnt sich's da ja sich dafür einzusetzen (Pretest-Interviewpartnerin, 35J.). Ich denke, dass Gott mich dort haben will (Interviewpartnerin, 27J.) und ich am Reich Gottes aufbauen helfe (Interviewpartner, 21J.)."

Dieses Potpourri an Zitaten aus meinen Interviews zur Bedeutung des Engagements in der Katholischen Kirche für Jugendliche und junge Erwachsene soll einen ersten Einblick in das Thema geben. Die vorliegende Masterarbeit „jung. engagiert. katholisch.“ versucht ausgehend vom Blickwinkel Jugendlicher und junger Erwachsener, die sich in den unterschiedlichsten Bereichen der Katholischen Kirche betätigen, herauszufinden, welche Rahmenbedingungen gegeben sein müssen und welche Faktoren aus Umwelt und Persönlichkeit einen Einfluss auf die Entwicklung eines Engagements in der Katholischen Kirche haben.

Als Autorin dieser Arbeit war es mir besonders wichtig auf der einen Seite einen kompakten wissenschaftlichen Aufbau zu gestalten, der soziologische Theorien und Denkansätze wiedergibt und die soziologische Ausgestaltung meiner Fragestellung rechtfertigt. So habe ich mich darum bemüht ein wissenschaftlich fundiertes und ansprechendes Werk zu schaffen. Auf der anderen Seite habe ich diese Arbeit aber auch als Studentin geschrieben und als solche sind mir die Herausforderungen und Schwierigkeiten des wissenschaftlichen Arbeitens nicht fremd. Daher war es mir ein wichtiges Anliegen vor allem meine Vorgangsweise sei es im theoretischen oder im methodischen Teil darzustellen und zu erläutern und auch meine Reflexionen und Gedanken in die Arbeit einfließen zu lassen, um den LeserInnen meine Entscheidungen plausibel näher bringen zu können. Schließlich habe ich die Arbeit

auch als „ganz normaler Mensch in dieser Welt“ geschrieben, als der ich meine Interessen, Ideen und Erlebnisse in die Arbeit einbringen und auch meine InterviewpartnerInnen durch diese Arbeit sprechen lassen wollte.

Ich hoffe all dies ist mir gelungen und ich kann meine Begeisterung für, mein Interesse an und meine Ergebnisse von diesem Thema auch an die LeserInnen vermitteln.

Zur Orientierung möchte ich im Zuge des Vorworts auch den Aufbau meiner Arbeit kurz vorstellen:

In der Einleitung werde ich erläutern wie ich zur Auswahl dieser Thematik kam und wie meine ersten Schritte auf der Suche nach einer passenden Forschungsfrage ausgesehen haben.

Im ersten Kapitel widme ich mich theoretischen Überlegungen. Dies beginnt damit, dass ich die wichtigsten Begriffe meiner Fragestellung Engagement, Jugend und Kirche definiere und in einen größeren soziologischen Rahmen setze. Hier folgt eine nähere Beschäftigung mit der Religionssoziologie, der Theorie der sozialen Gruppe und dem handlungstheoretischen Ansatz.

Das zweite Kapitel hat die methodische Vorgangsweise der vorliegenden Arbeit zum Thema. Nach der Erläuterung meiner Entscheidung für einen qualitativen Forschungsprozess, beschreibe ich die angewandten Methoden der Erhebung und Auswertung genauer und stelle mein erhobenes Datenmaterial vor.

Das dritte Kapitel schließlich steht im Zeichen der Ergebnisse, die ich zweigeteilt – in Bezug auf das Individuum und auf die Katholische Kirche - wiedergebe. In jedem Teil werden Einflussfaktoren auf und Rahmenbedingungen für die gelungene Entwicklung des Engagements Jugendlicher und junger Erwachsener in der Katholischen Kirche näher betrachtet.

Die Arbeit schließt mit dem vierten Kapitel, in dem ich meine Forschungsarbeit, meine Rolle als Forscherin und meine persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse in dieser Zeit reflektiere.

Inhaltsverzeichnis

Erklärung zum selbständigen Verfassen der Arbeit.....	2
Danksagungen	3
Vorwort	4
Inhaltsverzeichnis.....	6
Einleitung	8
Forschungsinteresse und Forschungsfrage	10
1 Theorie	13
1.1 Begriffserklärungen	13
1.1.1 Engagement	13
1.1.2 Jugendliche/junge Erwachsene.....	17
1.1.3 Katholische Kirche	20
1.2 Religionssoziologischer Aspekt	22
1.2.1 Geschichte der Religionssoziologie.....	22
1.2.2 Religiosität und religiöse Identität	25
1.2.3 Weitergabe des Glaubens	26
1.3 Verknüpfung der Komponenten Kirche/Religion, Engagement und Jugend	30
1.4 Anwendung der Begriffe und Definitionen in meiner Arbeit	33
1.5 Theorie der sozialen Gruppe	34
1.5.1 Zur Geschichte der Gruppe in der Soziologie	34
1.6 Handlungstheoretischer Ansatz	41
1.6.1 Handeln – Definition	42
1.6.2 Geschichte des Handlungstheoretischen Ansatzes.....	44
2 Methodische Vorgangsweise.....	47
2.1 Qualitativer Forschungsprozess	47
2.1.1 Erhebung des Datenmaterials	48
2.1.2 Exkurs: Reflexion über die Methodenwahl	51
2.1.3 Vorstellung des Datenmaterials	53
2.1.4 Auswertung des Datenmaterials	55

3	Darstellung der einzelnen Ergebnisse	60
3.1	Individuum	60
3.1.1	Umfeldeinflüsse.....	62
3.1.2	Mitmenschen	64
3.1.3	Personeneigenschaften	66
3.1.4	Frühere Erfahrungen – persönliche Erlebnisse	68
3.1.5	Einladung	69
3.1.6	Alltagsrelevanz	71
3.1.7	Gemeinschaft.....	73
3.1.8	Religiöse Überzeugung – Weltanschauung	76
3.1.9	Die Entscheidung	77
3.2	Katholische Kirche.....	80
3.2.1	Die 7 Prinzipien	80
3.3	Resümee	88
4	Reflexion.....	97
4.1	Meine Rolle als Forscherin	97
4.2	Ausblick.....	99
4.3	Für mich persönlich.....	103
5	Literaturverzeichnis.....	104
6	Anhang	114
6.1	deutsches Abstract.....	114
6.2	englisches Abstract	116
6.3	Lebenslauf.....	118

Einleitung

Der erste Zugang zum Thema meiner Masterarbeit ist ein sehr persönlicher: Ich bin seit Jahren in einer kirchlichen Jugendgruppe und auch selbst in der Jugendarbeit in meiner Heimatpfarre tätig. Dadurch kenne ich auch eine Vielzahl von Jugendgruppen und jungen Menschen, die in der Katholischen Kirche engagiert sind. Das meiner Meinung nach besondere an diesen Jugendgruppen ist, dass sich diese jungen Menschen nicht nur für das kirchliche Leben engagieren weil ihnen die Tätigkeit eine Freude bereitet, sondern ich habe erlebt, dass sie ihr Engagement wirklich ernst nehmen und gewissermaßen einen Dienst an der Kirche verrichten, der aus einem Bezug zur Kirche erwächst. Auch findet ihr Engagement in den „typisch“ kirchlichen Bereichen wie der Hl. Messe statt und beinhaltet eine Weitergabe des kirchlichen Gutes, sozusagen den Kernpunkt des Glaubens, die Evangelisation. Was sie für die Kirche tun, trägt im weiteren Sinn dazu bei, dass auch andere (junge) Menschen für die Kirche begeistert werden und sich am Glauben erfreuen können.

Sie präsentieren eine Kirche, die nicht dem gängigen Bild der Medien einer alten, verstaubten und von Entkirchlichung und Säkularisierung geprägten Kirche entspricht. Sie spiegeln eine junge, moderne und lebendige Kirche wieder, wie man sie in vielen Großevents der letzten Zeit, beispielsweise am Weltjugendtag, erleben konnte.

Gleichzeitig konnte ich in den letzten Jahren aber auch beobachten, dass sich viele (junge) Menschen überhaupt nicht für die Kirche interessieren und dieser auch abgeneigt gegenüber stehen. Diese Erkenntnis ist geprägt von vielen persönlichen Erfahrungen, von denen ich eine kurz zur Illustration wiedergeben möchte:

Wie gesagt ist in unserer Pfarre die Jugendarbeit sehr ausgeprägt, doch dies ist nicht überall in unserem Gebiet so. Eines Tages trat der Pfarrer der Nachbargemeinde an unsere Jugendgruppe heran und bat uns um Hilfe. Er wollte sehr gerne auch eine Jugendgruppe bei sich aufbauen und war auch bereit finanzielle Mittel für die Jugendarbeit beispielsweise für Tischtennistische, Jugendraumausstattung, etc. zur Verfügung zu stellen.

In unserer Pfarre hingegen standen zu Beginn der Jugendarbeit keinerlei Ressourcen zur Verfügung: Unser Pfarrer war alt und krank, es gab weder eine Jugendgruppe noch einen Jugendleiter und auch keine Örtlichkeiten an denen Jugendtreffen

stattfinden hätten können. Trotzdem begann eine Jugendgruppe zu wachsen und gehört heute zu einem festen Bestandteil unserer Pfarre.

Ich habe überlegt, wie es sein kann, dass sich an manchen Orten junge Menschen für die Kirche interessieren und engagieren und an anderen nicht. So habe ich begonnen eine Alltagstheorie dazu aufzustellen, wieso dies so sein könnte:

Die Eltern dieser Jugendlichen oder jungen Erwachsenen könnten das Glaubensgut an ihre Kinder weitergeben und je nachdem wie stark das kirchliche Interesse bei den Eltern ausgeprägt ist, so ist es auch bei den Kindern. Hierzu fand ich schnell Gegenbeispiele: ich fand Jugendliche, die sich stark für die Kirche engagieren, deren Eltern aber kein Interesse an der Kirche haben oder umgekehrt Eltern, deren Leben die Kirche darstellt, deren Kinder aber kein großes Interesse daran haben.

So kann kirchliches Engagement junger Menschen nicht ausschließlich an den Eltern und deren Vorbild in Engagement und Glaube liegen.

Wie mir das oben genannte Beispiel des Vergleichs unserer Pfarrer mit der Nachbarpfarre gezeigt hat, sind auch materielle und finanzielle Mittel allein für den Aufbau einer Jugendgruppe und den Erfolg von Jugendarbeit nicht ausschlaggebend. Die Betonung meiner aufgestellten Alltagstheorien liegt auf der Ausschließlichkeit eines Punktes, da ich mir einen mitwirkenden Faktor eines (oder beider dieser) Punkte sehr wohl vorstellen kann.

Da ich mit meinen Alltagstheorien am Ende war, aber dieses Thema immer noch interessant und spannend fand, beschloss ich es aus soziologischer Sicht aufzurollen. Neben meinem persönlichen Zugang und Interesse ging meine Überlegung auch dahin, dass dies nicht nur für mich sondern ebenso für die Kirche selbst, für ihre VertreterInnen, für die Pfarren, die Jugendarbeit aufbauen möchten und dafür Ratschläge/Unterstützung für den Beginn benötigen bzw. nach Erklärungen suchen wieso mögliche Bemühungen von ihnen nicht fruchten. Ebenso könnte es auch für Eltern, JugendleiterInnen und bestehende Jugendgruppen interessant sein.

Forschungsinteresse und Forschungsfrage

Das wichtigste, ein Grundinteresse und eine Thematik für meine Masterarbeit waren also gegeben und so versuchte ich meine Ideen für eine Forschungsarbeit auf eine wissenschaftliche Ebene zu bringen. Der erste Schritt dorthin war die Sichtung von Studien, die sich mit demselben oder einem ähnlichen Themengebiet befassten.

Als erstes beschäftigte ich mich mit der Shellstudie 2006 und der Österreichischen Jugendwertestudie 2006/2007 (vgl. dazu www.shell.at; www.oeij.at).

Die Shellstudie ist eine Jugendstudie, die seit 1953 alle drei bis vier Jahren vom Energiekonzern Shell Holding für Deutschland an ein Wissenschaftlerteam in Auftrag gegeben wird. Die beiden letzten Studien wurden von Wissenschaftlern der Universität Bielefeld als Repräsentativerhebung der 12 bis 25-jährigen Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland durchgeführt. Bildung, Familie, Werte, Religion, Globalisierung, Demografischer Wandel, Politik und Gesellschaft sowie Freizeit und Gesundheit zählen zu den Kerngebieten der Studie. Abgefragt wird mit Hilfe eines Fragebogens, der Themenschwerpunkt ist jeweils unterschiedlich.

Die Österreichische Jugendwertestudie 2006/07 (vgl. dazu www.oeij.at) wurde vom Österreichischen Institut für Jugendforschung in Kooperation mit dem Institut für praktische Theologie der Universität Wien als sozialwissenschaftliche Untersuchung in der Tradition der „European Value Surveys“ durchgeführt. Zu den Themenfeldern dieser Studie zählen Familie, Partnerschaft, Freundeskreis; Schule, Ausbildung, Arbeit, Wirtschaft; Politik, Engagement, Demokratie; religiöse, moralische-ethische Einstellungen; Geschlechterrollenverständnis und gesellschaftspolitische Positionierung. Abgefragt wurde mir Hilfe von Fragebögen und Fokusgruppendifkussionen. Auftraggeber dieser Studie sind die Österreichische Nationalbank und das Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit.

Zur Thematik Jugend und Kirche zeichneten beide in etwa das gleiche Bild: Obwohl junge Menschen vermehrt angeben, dass sie an Gott bzw. an ein Leben nach dem Tod glauben, sinkt das Interesse an der Institution der Katholischen Kirche fortwährend.

Meine Forschung soll an diese Ausgangspunkte anknüpfen, allerdings in eine andere Richtung weitergehen. Ich möchte meinen Forschungsschwerpunkt auf die Jugendlichen legen, die sich für die Katholische Kirche interessieren und engagieren. Daher begann ich mit einer Internetrecherche, bei der ich mir einen ersten Überblick über Jugendgruppen der Katholischen Kirche in Wien und Niederösterreich verschaffte. Ich werde nun als Ergebnis dieser Recherche Jugendgruppen und -organisationen präsentieren, auf die ich dabei gestoßen bin. Auch geht es darum, Gruppen, denen meine InterviewpartnerInnen angehören und die ich durch meine Interviews kennen gelernt habe, vorzustellen. Die Auswahl der Beispiele, die ich nun nenne, soll nicht repräsentativ sein und erhebt auch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Diese Beispiele geben aber die Vielfalt der Gruppierungen innerhalb der Katholischen Kirche wieder, die sich auch in der Auswahl meiner InterviewpartnerInnen findet.

Die *Katholische Jugend Österreich (KJ)* stellt die größte Jugendorganisation der Katholischen Kirche in Österreich dar. Sie besteht aus haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern und bietet eine breite Palette von Veranstaltungen (Jugendmessen, Einkehrabende, Freizeitprojekte mit sozialem Schwerpunkt; alles unter dem Aspekt des Glaubens) für Jugendliche und junge Erwachsene an. Ein Großprojekt der KJ ist die *Jugendkirche*, die vor einigen Jahren im 5. Bezirk in Wien gegründet wurde. Die Idee dahinter ist es, eine einladende Kirche zu sein, die ein Treffpunkt für junge Leute sein soll in der auch die Sprache der Jugend gesprochen wird. Junge Menschen sollen dort entdecken können, wo ihr Leben mit Gott zu tun hat und dass diese Beziehung auch Spaß machen darf. Dazu werden die unterschiedlichsten Veranstaltungen angeboten: Wöchentlich findet ein Jugendgottesdienst statt (Come2stay) und 3mal in der Woche öffnet die Bluebox - ein Raum, der zum Treffen, Plaudern, Spaß haben da ist - ihre Pforten. Darüber hinaus gibt es Gesprächs- und Kinoabende, Wettbewerbe und vieles mehr. Über ihre räumlichen Grenzen hinaus veranstaltet die Jugendkirche die sogenannten FindFightFollow Messen und Firmworkshops (vgl. dazu www.kj.at; www.jugendkirche.at).

Ein weiteres Beispiel ist die *Jugend der Charismatischen Erneuerung*, kurz *JCE*. Sie ist die „Tochter“ der Charismatischen Erneuerung, die sich aus einem neuen geistigen Aufbruch seit Ende der 60er Jahre entwickelt hat. Ihr Ziel ist es eine Begegnung mit dem lebendigen Gott anzustreben und bewusst aus dem Glauben zu leben. Die JCE hat ihren Sitz in Wien Lainz – Speising und bietet ein wöchentliches Gebetstreffen (Projekt Samuel), einen monatlichen Lobpreisabend mit Musik, Schriftlesung und Nachdenken über Gott (Praystation) sowie sporadische Veranstaltungen wie Glaubenswochenenden für Jugendliche und junge Erwachsene an (vgl. dazu www.praystation-lainz.com).

Darüber hinaus gibt es auch viele kleinere (von der Mitgliederanzahl und dem Wirkungsbereich gesehen) *Jugendgruppen und Jugendgebetsgruppen*, die in ihren Pfarren aktiv tätig sind indem sie die Messgestaltung übernehmen oder Jugendtreffs abhalten bei denen über den Glauben und die Bibel diskutiert oder gebetet wird. Beispiele dafür sind die *Jugend Tau*, der *JGBK*, der *Loretto Gebetskreis* oder *die 13*. (vgl. dazu www.jugendgebetskreis-ternitz.at.tt; www.kapuziner.at; www.loretto.at; www.die13.info)

Ein letztes Beispiel für das Engagement junger Menschen in der Katholischen Kirche, das ich anführen möchte, ist die *Jugendzeitschrift YOU!* die alle zwei Monate erscheint und in Anlehnung an die Zeitschrift Bravo Themenbereiche, die junge Menschen beschäftigen (Musik, Sexualität, Alltagsbewältigung und Freizeitgestaltung) allerdings mit Blick auf den christlichen Glauben aufrollen (vgl. dazu www.you-magazin.at).

Nun versuchte ich eine Fragestellung zu kreieren, die sowohl soziologischen Anforderungen als auch meinem Forschungsinteresse entsprach und von ihrem Ausmaß und Umfang her so abgegrenzt war, dass ich sie im Zuge einer Masterarbeit bearbeiten konnte. Dies gestaltete sich schwieriger als erwartet, doch nach längerem Überlegen konnte ich meine Forschungsfrage erstellen, die folgendermaßen lautet:

„ *Welche gesellschaftlichen und persönlichen Bedingungen führen dazu, dass sich junge Menschen heute in der Katholischen Kirche engagieren?*“

1 Theorie

1.1 Begriffserklärungen

Zu Beginn möchte ich die wichtigsten Begriffe meiner Forschungsfrage erläutern und erklären, wie ich sie in meiner Arbeit verwenden werde.

1.1.1 Engagement

(Bürgerliches) Engagement, Freiwilligenarbeit oder ehrenamtliche Arbeit wie es auch bezeichnet wird, ist kein neues Phänomen, sondern verweist auf eine lange Tradition und geht zurück auf die Übertragung *„hoheitlicher Befugnisse ohne Entgelt auf hervorgehobene Persönlichkeiten des Gemeinwesens“* (Heinze et al. 1988: 134). Im 19. Jahrhundert wurde es dann zum politischen Ehrenamt, das als bürgerliche Pflicht verstanden wurde (ebd.: 134).

Heute wird Freiwilligenarbeit definiert als eine Leistung, die freiwillig und ohne Bezahlung für Personen außerhalb des eigenen Haushalts erbracht wird (vgl. dazu 1. Freiwilligenbericht 2009: 6; Badelt/More-Hollerweger 2007: 503f.; Badelt 1985: 60). Die Satzung „freiwillig“ wird dabei als Tätigkeit ohne gesetzliche Verpflichtung gesehen und ist somit von unbezahlten aber gesetzlich verpflichtenden Aktivitäten wie Präsenz- oder Zivildienst zu unterscheiden.

Inhaltlich grenzt sich Engagement/Freiwilligenarbeit auch von monetärer Arbeit, unentgeltlicher Hausarbeit und konsumtiven Freizeitaktivitäten ab. Die erbrachte Leistung dient dem Nutzen einer Gemeinschaft oder haushaltsfremden Personen. Nur Mitgliedschaft in einem Verein kann nicht als Freiwilligenarbeit gerechnet werden (1. Freiwilligenbericht 2009: 7ff).

„Sich engagieren bezeichnet dagegen einen persönlichen Einsatz, in dem man für etwas entschieden und aktiv eintritt, sich aus eigener Entscheidung auf ein Handeln oder einen Dienst einlässt. Zum Sinn eines Engagements gehört seine Verbindlichkeit (man „verpfändet“ sich) und die Voraussetzung, dass „etwas auf dem Spiel steht“, für das ein entschiedener Einsatz geboten erscheint“ (Wendt 1996: 15).

Außerdem gehört zum Engagement *„ein Sinnentwurf“*, das heißt es geht um *„perspektivisches Handeln“*, bei dem beurteilt wird, *„wie sich etwas entwickelt und welche Erwartungen für die Zukunft sich daran knüpfen lassen“* (ebd.: 13).

Definitiv kann noch zwischen formeller (im Rahmen einer Organisation, Institution oder eines Vereins) und informeller (persönliche Initiative ohne institutionellen Rahmen, z.B. Nachbarschaftshilfe) Leistung unterschieden werden. Beide Formen dieses Engagement können in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen stattfinden. Badelt (ebd. 2002: 582) nennt hier Bildung, Gesundheitswesen, Interessensvertretung, Katastrophenhilfe, Kultur, Nachbarschaftshilfe, Politische Arbeit, Religiöse Dienste, Soziale Dienste, Sport, Umwelt-, Natur- und Tierschutz sowie Unterhaltung. Die höchste Beteiligung weisen Soziale Dienste, Kultur und Unterhaltung auf.

Da Engagement unentgeltlich, das heißt ohne finanzielle Gegenleistung im Dienste anderer erfolgt, kann es als Ausdruck für gesellschaftliche Werte angenommen werden. So Zimmer (Zimmer 2004:12): „*Solidarität und Demokratie sind nicht Ziele sondern Folgen bürgerschaftlichen Engagements*“.

Freiwilligenarbeit stellt sich als bedeutsamer sozialer Wert heraus. So besitzt sie eine integrative Wirkung, enthält eine identitätsbildende Komponente und Sozialisationsfunktion, da es den individuellen Lebensweg mitgestaltet. Die Lebensqualität einer Gesellschaft wird nachweislich durch freiwilliges Engagement gesteigert und auch die individuelle Lebensqualität profitiert davon (Frömmel 2007: 64). Ähnliches schreibt auch Andrea Baier, die Engagement unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit betrachtet. Nachhaltigkeit meint „*development which meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs*“¹ und kann unterschieden werden in ökologische, ökonomische und soziale Nachhaltigkeit. Andrea Baier spricht im Zusammenhang mit Engagement von sozialer Nachhaltigkeit, weil das Engagement den Beteiligten gut tut, sie im wahrsten Sinne des Wortes davon (oder dafür) leben und es den „sozialen Kitt“ liefert, der für den Bestand der Gesellschaft unbedingt notwendig ist (Baier 2007:16).

¹ zitiert nach <http://www.un-documents.net/ocf-02.htm#I>

Darüber hinaus stellt das Ehrenamt auch einen großen wirtschaftlichen Faktor dar. Zur Illustration möchte ich eine Darstellung über Freiwilligenarbeit in Österreich anführen:

Das Arbeitsvolumen Ehrenamtlicher beträgt rund 16,7 Mio. Arbeitsstunden pro Woche (dies entspricht einer Arbeitsleistung von 480.000 Ganztagsbeschäftigten oder etwa 15,5 Prozent der österreichischen unselbstständigen Erwerbstätigen) und ist somit ein bedeutender Wirtschaftsfaktor und eine wichtige Ressource in Österreich, die durch ihre große Vielfalt gekennzeichnet ist (Hollerweger 2006: 5).

ABBILDUNG 2: HOCHRECHNUNG – MAXIMALVARIANTE – 2000

Tätigkeitsbereiche	Zahl der Ehrenamtlichen	Wöchentliches Arbeitsvolumen in Stunden	Fiktive Ganztagsstätige
▪ soziale Dienste	1.009.554	4.532.898	130.950
▪ Bildung	404.459	837.229	24.187
▪ Kultur, Unterhaltung	898.089	2.002.739	57.857
▪ Umwelt, Natur-, Tierschutz	299.363	922.038	26.637
▪ Sport	496.815	1.465.605	42.340
▪ Katastrophenhilfe	257.962	830.637	23.996
▪ religiöse Dienste	576.433	1.660.127	47.959
▪ politische Arbeit, IV*	347.134	888.662	25.672
▪ Nachbarschaftshilfe	1.410.828	3.527.070	101.893
▪ Summe		16.667.006	481.491

* IV: wirtschaftliche und politische Interessenvertretung

Bei Menschen, die sich engagieren, kann generell von einer karitativ-humanitären Prägung ausgegangen werden. Darüber hinaus können intrinsische (aus innerem Antrieb) und extrinsische (äußere Anreize) Faktoren unterschieden werden. Motive für ehrenamtliches Engagement sind in den unterschiedlichsten Bereichen angesiedelt. Nach Hollerweger (ebd.: 6) gehören dazu persönliche Bereicherung, politischer/zivilgesellschaftliches Engagement, Engagement für andere und berufsbezogene Beweggründe. Außerdem so Baier, brauchen Menschen auch abseits der Geldökonomie und Erwerbsarbeit soziale Beziehungen, einen Sinn im Leben und das Gefühl etwas Sinnvolles bewirken zu können (Baier 2007:9).

„Gebraucht zu werden, ist eine wesentliche Erfahrung von Menschen, die sich engagieren. Sie geben etwas, und sie bekommen etwas. Sie ziehen eine Befriedigung aus ihrem Einsatz“ (Wendt 1996: 49).

Auch die christlich-religiöse Orientierung spielt für das gesellschaftliche Engagement eine nicht unbedeutende Rolle, da die Kirchen (sowohl Evangelische als auch Katholische) einen Rahmen bieten in dem Menschen sozial tätig werden können und in dem sie Gleichgesinnte und Orientierung finden (Baier 2007: 76). Hier stellen Werte, die von der Kirche vertreten werden und die auch außerhalb der Kirche auf Akzeptanz stoßen eine wesentliche Komponente dar. Dazu gehören beispielsweise soziale Gerechtigkeit, Schutz der Schöpfung und Eintreten für den Frieden (Jacobs 2007: 70). Auch Jugendliche bewerten in ähnlichen Zusammenhängen – Kampf gegen Armut und Unterdrückung, Kampagnen für den Frieden oder für Länder der Dritten Welt – das Engagement und den Blickwinkel der Kirche positiv (Schäfers 2001: 133).

Beim Engagement können auch geschlechtsspezifische Unterschiede festgestellt werden. So Eichhorn-Kösler über ein Projekt des Deutschen Roten Kreuzes (Eichhorn-Kösler 1996: 151f):

Frauen engagieren sich größtenteils im sozialen Bereich des Ehrenamtes, leisten praktische Arbeit und Hilfe und aus dem Motiv heraus für andere da zu sein und neue Menschen kennenzulernen. Ihre Tätigkeit bleibt dabei meist unsichtbar.

Männer hingegen engagieren sich im administrativen und politischen Bereich des Ehrenamtes, in Führungspositionen um Einfluss zu nehmen, zu gestalten und Verantwortung inne zu haben. Ihre Tätigkeit ist mit Ansehen verbunden, von den beruflichen Kompetenzen getragen und durch die Infrastruktur des Berufes gestützt.

Grundsätzlich kann zusammengefasst werden, dass die Bereitschaft zum Engagement bei einem Teil der Bevölkerung gegeben ist. Allerdings spielen die Rahmenbedingungen dabei eine entscheidende Rolle. Es ist nicht mehr so (wie früher), dass aus Pflichtbewusstsein und dem Willen zu helfen ehrenamtliches Engagement stattfindet. Heute geht es darum mitzugestalten, eigene Verantwortung zu übernehmen und Interessen, Fähigkeiten und Wünsche einbringen und entfalten zu können. Der eigene Lebenshorizont will erweitert werden, die ehrenamtliche Tätigkeit soll sich für beide Seiten lohnen (Wendt 1996: 115f).

1.1.2 Jugendliche/junge Erwachsene

1.1.2.1 Definition

Als erstes ist zu sagen, dass es „die“ Jugend schlichtweg nicht gibt, sondern dass sie ebenso komplex wie die Gesellschaft selbst ist. (Schäfers 2001:5) Wird auch in der Alltagssprache ganz selbstverständlich von DER Jugend gesprochen, so hält sich die Wissenschaft doch an die These von Erwin K. Scheuch, die zum allgemeinen Konsens in der Jugendforschung geworden ist: Von Jugend gibt es kein einheitliches Bild (mehr), ebenso wenig eine eindeutige Definition und daher ist der Begriff auch nur im Plural zu verwenden (Vondrasek 2003: 94). Diese Vielfältigkeit des Phänomens Jugend auf der begrifflichen Ebene zeigt sich auch in den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen. So nennt Bernhard Schäfers (Schäfers 2001:17) mehrere Elemente, die aus der Perspektive der Soziologie für die Definition von Jugend wichtig zu erwähnen sind:

Jugend ist eine *Altersphase im Lebenszyklus*, eingebettet zwischen Kindheit und Erwachsensein, die sich in etwa auf die Altersgruppe der 13 –25jährigen bezieht. Diese Gruppe besitzt Verhaltensweisen und Einstellungen, die man als typisch „jugendliche“ bezeichnen kann und ist in weitere Phasen untergliedert. Heute wird es immer schwieriger einen fixen Anfangs- und Endpunkt für die Jugendphase zu finden. So wird die Altersgrenze beispielsweise weiter nach oben verschoben und die letzte Phase als „Postadoleszenz“ verstanden. Gründe dafür lassen sich nach Beher/Liebig/Rauschenbach im Strukturwandel finden, dem junge Menschen heute unterworfen sind und der in folgenden Punkten wieder gegeben werden kann (Vondrasek 2003: 98):

- Expansion des Bildungswesens, Verlängerung von Schul- und Ausbildungszeiten, schwierig gewordenere Übergänge in den Beruf
- sozialer und kultureller Wandel in den Familien
- Enttraditionalisierung und Erosion sozial-moralischer Milieus
- Wandel von Werten, Orientierungen und Sinndeutungsmustern
- Veränderungen der ökonomischen Situation, erweiterte Zugangsmöglichkeiten zu Freizeitaktivitäten und Massenkonsum
- und gestiegene soziale und geographische Mobilität.

Jugend ist zusammengefasst eine „*biologisch mitbestimmte, aber sozial und kulturell „überformte“ Lebensphase*“ (Schäfers 2001: 17).

Darüber hinaus ist Jugend auch eine *gesellschaftliche Teilkultur* und nach Rosenmayr (Rosenmayr 1971) ein „*idealer Wertbegriff*“, der auf ein besonderes Gut, nämlich die Jugendlichkeit verweist.

Wichtig zu erwähnen ist außerdem, dass die Jugendphase *durch umfangreiche Normierungen, Gesetze, Politiken und Institutionen gestützt* ist, die sich speziell mit Interessen und Verhalten von Jugend beschäftigt.

In der neueren Jugendforschung wird Jugend nicht nur als eigenständige Lebensphase betrachtet, sondern auch die Bedeutung von Jugend als „*soziale Konstruktion*“ betont (Scholz 1994). „*Jugendliche werden als soziale Akteure (vgl. dazu Honig 1996: 15) in Auseinandersetzung mit den Bedingungen ihres Heranwachsens und seit den 1990er Jahren im konstruktivistischen Sinne auch als Konstrukteure der Jugend als soziales Phänomen angesehen.*“¹, so Anja Kraus.

¹ http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1c-sozi-t-01/user_files/musiksoziologie/user_files/Dateien/Abstracts_Stand170108.pdf

1.1.2.2 Jugendsoziologische Theorien

Soziologische Jugendtheorien beziehen sich auf die Altersgruppe der Jugendlichen und versuchen zum Erklären und Verstehen unterschiedlichster Zusammenhänge und Tatbestände beizutragen: Dabei geht es beispielsweise um die Merkmale und Eigenschaften, die Jugend ausmacht, Zusammenhänge mit gesellschaftlichen Entwicklungen, Problemen und Strukturen aber auch um Interaktions- und Kommunikationsprozesse Jugendlicher und deren Verhalten (Schäfers 2001: 29). Ein besonderes Interesse der neuen Jugendforschung gilt außerdem dem Lebensweltbezug von Jugendlichen.

Ebenso wenig wie es „die“ Jugend gibt, kann von „der“ jugendsoziologischen Theorie ausgegangen werden, viel mehr gibt es Paradigmen jugendsoziologischer Theoriebildung, die sich ergänzen und je nach beobachtetem Phänomen auch gemeinsam betrachtet werden müssen. Schäfers erwähnt in diesem Zusammenhang 4 Ansätze: den generationentypologischen, den strukturell-funktionalen, den marxistischen und den handlungs- und gruppentheoretischen Ansatz (Schäfers 2001: 30ff).

Im Zuge meiner Masterarbeit werde ich mich mit dem letzten Ansatz, dem handlungs- und gruppentheoretischen, näher auseinandersetzen, da er für meine Forschungsarbeit bedeutsam ist. An dieser Stelle möchte ich nur einen kurzen Ausblick darauf geben: Alle Aspekte, die diesem Bereich zuzuordnen sind, beziehen sich, anders als die vorher genannten, auf die mikrosoziologische Ebene. Zum Ausgangspunkt der Betrachtungsweise in diesem Ansatz, bemerkt Schäfers, *„dass „das Soziale“, „das Gesellschaftliche“, auf einzelne konkrete Handlungen zurückzuführen ist. Diese Handlungen spielen sich in bestimmten, zumeist typischen Situationen ab. Ein Großteil dieses sozialen Handelns umfasst „strukturierte“ Zweierbeziehungen und zahlreiche Gruppenkontakte (Familie, Arbeitsplatz, Spiel- und Freundschaftsgruppen, Sport- und Freizeitgruppen, Cliques, usw.) Die handelnden Individuen, ihre Handlungskompetenzen, Motivationen, Interessen, usw. sind Teil dieser sozialen Situation. Jugend, so könnte man nun folgern, ist ebenfalls in Kategorien von spezifischen Handlungen, Handlungssituationen, Motiven und Werthaltungen zu begreifen“* (Schäfers 2001: 37f).

1.1.3 Katholische Kirche¹

Die Katholische Kirche ist die größte gesetzlich anerkannte Glaubensgemeinschaft in Österreich. Sie umfasst 7 Diözesen, 2 Erzdiözesen (Wien und Salzburg) und 1 Militärordinariat, die alle Teil der Weltkirche sind und somit vom Papst geleitet werden. Der Volkszählung von 2001 zufolge gehören 5,915.421 Menschen zur Katholischen Kirche in Österreich, das entspricht 73,6% der österreichischen Wohnbevölkerung. Neueren Zahl der internen kirchlichen Statistik zufolge, gab es 2008 5,579.493 Katholiken in Österreich².

Juristisch betrachtet, besitzt die Katholische Kirche Rechtspersönlichkeit (öffentliche juristische Person mit der Stellung einer Körperschaft öffentlichen Rechts), die oberste Verwaltung und die Gerichtsbarkeit werden durch die römische Kurie gewährleistet und der Heilige Stuhl ist in Österreich durch die Nuntiatur (Botschaftsrang) vertreten.

Aus soziologischer Sicht ist die (Katholische) Kirche eine formale religiöse Organisation, die sich durch 3 Aspekte auszeichnet (Krech 1999:54)

1. sie wurde mit dem Zweck errichtet, gewisse Ziele zu erreichen
2. es gibt formale Eintritts- und Austrittsbedingungen, also Grenzen die die formale Mitgliedschaft festlegen
3. ihre Handlungsabläufe sind sowohl hierarchisch als auch arbeitsteilig strukturiert; Entscheidungen nehmen aufeinander Bezug

¹ (zitiert nach der offiziellen Homepage der Katholischen Kirche in Österreich www.katholisch.at Stand 15.09.09)

² zitiert nach
http://www.katholisch.at/site/article_blank.siteswift?do=all&c=gotosession&d=site%2Fkirche%2Fkircheinoesterreich%2Fstatistik (Stand 15.09.09)

Als komplexe religiöse Organisation sieht sich die Katholische Kirche mit 2 Problemen konfrontiert:

Zum einen geht es darum wie sie Beziehungen zu religiösen Interaktionen¹¹ herstellt; zum anderen berührt die Kirche nicht nur das religiöse sondern auch andere Funktionskontexte (z.B.: das politische oder pädagogische), was zu Konflikten zwischen den einzelnen Kontexten führen kann. In soziologischer Sichtweise bezeichnet man dies als „fungieren unter dem Brückenprinzip“².

Von der derzeitigen Lage der Katholischen Kirche zeichnen ExpertInnen alles andere als ein rosiges Bild: Die Sakramentenpraxis (zum Beispiel Besuch der Heiligen Messe, Heilige Eucharistie, Heilige Beichte) nimmt ab, es mangelt am Nachwuchs von Priestern und Ordensleuten, die kirchlichen Dogmen werden kaum noch akzeptiert, was sich unter anderem auch daran zeigt, dass die Kluft zwischen Verkündigungen der Kirche und Glaube der Mitglieder größer wird. Darüber hinaus wird die Kompetenz der Kirche als Helferin in persönlichen Angelegenheiten in Frage gestellt und bekommt als Ratgeberin keinen Platz mehr im Leben der Menschen eingeräumt. Der „*Megatrend Religion*“³ von dem der Theologe Paul M. Zulehner spricht, die „*Renaissance des Religiösen*“ (die Studienergebnisse von Paul M. Zulehner und Regina Polak aus der 4. Untersuchungswelle des religionssoziologischen Langzeitprojekts „Religion im Leben der ÖsterreicherInnen 1970-2000“ zeugten von einer verstärkten Bejahung der religiösen Parametern und 67% der ÖsterreicherInnen, die sich selbst als religiöse bezeichnen – Polak 2006: 11) , wirft für die Kirche selbst keinen Profit ab (Hurth 2008: 9-10).

¹ „Eine religiöse Interaktion ist diejenige Form religiöser Kommunikation, in der sich die beteiligten Personen wechselseitig als religiöse Akteure wahrnehmen“ (Krech 1999: 39). Beispiel dafür sind religiöse Gespräche oder gemeinsame Gebete. Das besondere an religiösen Interaktionen ist, dass „es in ihnen um die religiöse Kommunikation mit direktem Bezug auf die beteiligten Personen geht: um religiöse Erfahrungen, Glauben, religiöses Wissen und Praktiken von Individuen sowie um die Interpretation biographischer Erfahrungen im Lichte religiöser Semantik.“ (ebd. 1999: 40)

Dieses Problem lässt sich wiederum in zwei Aspekte unterteilen: zum einen erwarten sich die Mitglieder einen möglichst ansprechenden Gottesdienst, zum anderen geht es um die Interaktion zwischen „Experten“ (Priestern) und „Laien“. (ebd. 1999: 54)

² Der Hauptzweck einer religiösen Organisation findet sich in der „geistlichen Kommunikation“ und dem Bereitstellen eines Rahmens für religiöse Interaktionen wieder. Aufgrund des gestiegenen Organisationscharakters der Kirche wird einerseits von ihren Mitgliedern auch eine Betätigung im profanen Bereich erwartet, andererseits ist ihr auch der öffentlich-rechtliche Charakter gegeben. Steht nicht mehr das religiöse Funktionsfeld im Vordergrund kann dies zu Konflikten führen. (ebd. 1999: 55-56)

³ vgl. Paul M. Zulehner, Megatrend Religion. In: Stimmen der Zeit 2 (2003), 87-96

1.2 Religionssoziologischer Aspekt

1.2.1 Geschichte der Religionssoziologie

Unser heutiger Begriff „Religion“ hat seine Wurzeln in der lateinischen Sprache und kann auf zwei ursprüngliche Verwendungen zurückgeführt werden: Zum einen auf das Wort *relegere*, das übersetzt „sorgsam beachten“ bedeutet und das Cicero auf die *„sorgsame Beachtung“* all dessen bezog, *„was zum Kult der Götter gehörte.“* Zum anderen gibt es auch die Ableitungen späterer Autoren vom Wort *religare*, das „(ver-) binden“ bedeutet und in der Übersetzung nahe legt, dass sich *„der Mensch durch seine Religion mit den Göttern verbindet“* (Helle 1997: 6).

Betrachtet man die Geschichte der Soziologie, so findet sich eine religionssoziologische Prägungen und Befassung mit religionssoziologischen Fragestellungen schon bei deren Begründern als wissenschaftliches Fach Emile Durkheim und Max Weber (vgl. Krech 1999). Dies ist jedoch naheliegend, weil *„Soziologen das Handeln als sinnhafte Aktivität verständlich machen sollen und (...) menschliches Tun seinen Sinngehalt und seine Motivation oft auf religiöse Weise erhält“* (Helle 1997: IX).

Durkheim definiert Religion als *„ein solidarisches System von Überzeugungen und Praktiken, die sich auf heilige, d.h. abgesonderte und verbotene Dinge, Überzeugungen und Praktiken bezieht, die in einer und derselben moralischen Gemeinschaft, die man Kirche nennt, alle vereinen, die ihr angehören“* (Durkheim 1981: 75). In seinem Werk *„Die elementaren Formen religiösen Lebens“*, das auf eine Studie des Totemismus australischer Ureinwohner basiert, beschreibt er unter anderem die zentralen Funktionen der Religion für den Menschen. Er betont vor allem die gesellschaftsintegrative Funktion von Religion: So hebt er die Allmacht des Klans (eine Urform von Familie beziehungsweise Gesellschaft) gegenüber dem Individuum hervor, das diesem angehört. In der Religion geht es um soziale Beziehungen und die Frage wie der einzelne zu seiner Gruppe steht. Glaube ist die *„Widerspiegelung der Struktureigenschaften der jeweiligen Gesellschaft“* und reflektiert den strukturellen Zustand des Kollektivs (Helle 1997: 27). Jede

Gesellschaft verfügt auch über Zeremonien oder Rituale. In diesen wird die Gruppensolidarität verstärkt und bindet die Gruppenmitglieder aneinander. Religiöse Phänomene sind im sozialen Miteinander verankert.

Das heißt Religion vergesellschaftet den einzelnen und macht ihn zum Mitglied eines Kollektivs, in der Religion begreift sich die Gruppe als Ganzes. Religion bedingt(e) in traditionellen Kulturen die Art und Weise des Denkens von Individuen. Sie leistet eine Normierung entlang der Gruppenwerte und vermittelt kognitive und psychologische Orientierung (vgl. Helle 1997; Giddens 2001).

Allgemein in der Religionssoziologie gibt es unterschiedliche Ansätze sich dem Begriff Religion zu nähern:

Während Durkheim ein Vertreter des funktionalen Ansatzes ist (was bewirkt Religion in der Gesellschaft?), erwähnt Helle (ebd. 1997: 7ff) den objektiven Ansatz (Religion ist was sich dinglich materiell vorfinden lässt, z.B. Anzahl der Kirchen in einem Land, Anzahl der Gläubigen), den marxistischen Ansatz (Religion als Verschleierung der Wirklichkeit) und den verstehenden Ansatz, zu dessen Vertreter unter anderem Max Weber gehört.

Max Weber setzt am sozialen Handeln des einzelnen an und beschäftigt sich mit der Bedeutung der Religion für *„die Reglementierung der Lebensführung und für die Persönlichkeitsbildung“* (ebd. 1999: 14). Sein Hauptthema ist Religiosität als *„mit subjektivem Sinn ausgestattetes religiöses Handeln“* (ebd. 1999: 10), wobei er unter religiösem Handeln jedes Verhalten, das auf religiösen Vorstellungen basiert, versteht. In diesem Zusammenhang ist es auch wichtig zu erwähnen, dass die Entkirchlichungstendenz, die heute gemeinsam mit der Säkularisierung einhergeht und von Weber unter dem Schlagwort *„Entzauberung der Welt“* (Weber 1920: 94) dargestellt wird, nicht mit einem Verschwinden von Religiosität gleichzusetzen ist. *„Der Relevanzverlust von Religion bezieht sich nur auf die traditionellen, kirchlich verwalteten Lebensdeutungen für den Alltag der Menschen“* (Luckmann 1971: 78). Kirchlichkeit und Religiosität trafen heutzutage auseinander und es kommt zu einer Religion, die hauptsächlich von der wählbaren Option (und nicht mehr der Obligation) beherrscht wird, der *„Patchworkreligion“*. An Stelle der

institutionalisierten Religion tritt eine diffuse und subjektivierte Form von Religion (Krech 1999: 62).

Interessant in diesem Zusammenhang ist es auch einen Blick auf die unterschiedlichen Typen von Kirchenzugehörigkeit zu werfen, von denen Paul M. Zulehner und Regina Polak in ihrer Studie 4 ausmachten (Polak 2006: 255):

- Intensivchristen: 31%, regelmäßige Sonntagsgottesdienstgemeinde mit Interessenschwerpunkt auf den rituell-gottesdienstlichen Aktivitäten der Kirche
- Sozialchristen: 42%, erwarten starkes soziales Engagement von der Kirche, verhalten sich aber grundsätzlich wie Nichtmitglieder
- Ritualisten: 14%, christlicher Glaube mit durchschnittlicher Gemeindebindung bzw. Kirchengang, Interessenschwerpunkt auf kirchlichen Ritualen, Ablehnung von sozialem Engagement
- Nichtmitglieder: 14%, kein Bedarf an kirchlichen Aktivitäten

Polak zeigt auch auf, dass trotz Rückgang immer noch 73% der ÖsterreicherInnen zur Katholischen Kirche gehören, auch wenn sie keine Austrittssanktionen zu befürchten hätten. Dies spräche für eine „*untergründige Bindung an die Kirche*“ (ebd. 2006: 255). Allerdings kann nicht von einem einheitlichen Kirchenvolk ausgegangen werden, die Grenzen sind religionssoziologisch und theologisch nicht eindeutig zu ziehen, sondern fließend und die Mitgliedschaft kann sowohl formell oder informell angenommen werden (ebd. 2006: 256).

Um die Verwobenheit von Kirchlichkeit und Religion verstehen zu können, möchte ich anmerken, dass Religion und Kultur immer Hand in Hand gehen und nur miteinander betrachtet werden können. In unserem - abendländischen – Kulturkreis ist (bisher) eine Dominanz der christlichen Religion erkennbar und daher ist unser Religionsverständnis/-begriff größtenteils christlich-kirchlich geprägt (Jacobs 2007: 186f).

1.2.2 Religiosität und religiöse Identität

Glock (vgl. ebd. 1969 und Jacobs 2007: 188ff.) entwickelte ein 5 - dimensionales Raster um der Frage nach den Religiositätsgraden nachzugehen. Dabei unterschied er:

1. ritualistische Dimension: z.B. Gebet, singen, Beschäftigung mit den Heiligen Schriften
2. ideologische Dimension: Übereinstimmungsgrad zwischen persönlicher Überzeugung und den Glaubenssätzen der Religionsgemeinschaft
3. Erfahrungsdimension: z.B.: religiöse Momente und emotionale Erregung durch religiöses Erleben
4. Dimension der Konsequenzen: Übertragungsgrad religiöser Überzeugungen auf alltägliche Vollzüge
5. Intellektuelle Dimension: Wissen in Religionsfragen und Kenntnis der religiösen Lehren

Die ersten 4 Dimensionen sind zur allgemeinen Religiosität zusammenzufassen, während die 5. Dimension getrennt davon betrachtet werden kann. Dies bedeutet für die Weitergabe des Glaubens, dass das „Lernen“ von religiösem Wissen wenig Einfluss auf die Religiosität der betreffenden Person hat. Umso mehr aber die anderen 4 Dimensionen, die in verschiedenen Lebensfeldern fortgepflanzt werden. (Religiöse) Identität entsteht nach sozialwissenschaftlicher Erkenntnis in der Auseinandersetzung mit sich (Einfluss von innen) und der Umwelt (und Einfluss von außen) in einem sozialen Interaktion- und Aushandlungsprozess (vgl. Mead 1988 und Jacobs 2007: 194).

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass *„religiöse Entwicklung zwar ihre eigene Entfaltungskraft hat, (...) jedoch durch Erziehung, Kultur und Umfeld des Menschen in eine bestimmte Richtung gelenkt, beschleunigt oder verzögert werden kann“* (Jacobs 2007: 207).

Daher werde ich im folgenden Punkt einen Schwerpunkt auf die von außen auf den Glauben eines Individuums wirkenden Einflussfaktoren legen.

1.2.3 Weitergabe des Glaubens

Markus Jacobs (ebd. 2007) beschäftigt sich in seiner Studie „Fortpflanzung von Glauben“ mit der Frage, welche Faktoren bei der Weitergabe des Glaubens eine Rolle spielen. Die Grundüberlegung dabei ist, dass Teile des Glaubens lernbar bzw. vermittelbar sind. Er bezieht sich hier auf den theologischen Blickwinkel, in dem fortwährend ein Zusammenhang zwischen Heilshandlungen und Lernprozessen zu finden ist, der seine Fundierung im Beispiel Jesu, der als „Rabbi“ (Lehrer) bezeichnet wurde, hat. Das Glaubenswachstum anderer soll demnach also von außen beeinflussbar sein. Bei genauer Handhabung und Kenntnis können diese Aspekte für das pastorale Handeln der Kirche fruchtbar gemacht werden. Hierin liegt derselbe Nutzen, den ich auch für meine Forschung angedacht habe, bestätigt. Jacobs bleibt aber nicht beim theologischen Blickwinkel stehen, sondern vereint diesen mit der sozialwissenschaftlichen Perspektive des religiösen Lernens. Das Gesamtgeschehen bezeichnet er als „Fortpflanzung des Glaubens“. Dies bezieht inhaltliche Verkündigungsaspekte und das Hineinwachsen in kirchliche Lebensformen und Gemeinschaften mit ein, berücksichtigt aber gleichzeitig auch, dass sowohl Gottes Gnade als auch der Mensch selbst, trotz aller äußerer Einflüsse bei dieser Entwicklung eine entscheidende Rolle spielen (ebd. 2007:30ff).

Ein wesentliches Problem für die Fortpflanzung des Glaubens findet sich im so genannten Tradierungsbruch wieder: Viele Menschen werden heute nicht mehr an bedeutsame religiöse Wissensbestände herangeführt bzw. wachsen sie nicht mehr in gewisse christliche Lebensformen hinein, weil zu Teilen der kirchlichen Tradition die Verbindung abgerissen ist (ebd. 2007:34). So wird beispielsweise nur mehr in 23,2% der österreichischen Bevölkerung die Grundlegung von Religiosität als wichtiges Erziehungsziel angesehen. Dementsprechend reduziert ist auch die Weitergabe des Glaubens durch die Familie. Und das obwohl 81,8% der Eltern selbst eine religiöse Erziehung erhalten haben. Die religiöse Beeinflussung der Kinder wird zwar nicht grundsätzlich abgelehnt, aber auf andere Institutionen abgeschoben und die Wahlfreiheit der Kinder betont. In diesem Zusammenhang weist Jacobs darauf hin, dass neben dem Elternhaus (und der darin (nicht) gegebene religiösen Erziehung)

auch die religiöse Selbsteinschätzung und das kulturelle Klima eines Landes für die Fortpflanzung des Glaubens von Bedeutung sind (ebd. 2007: 48ff).

In seiner Forschung stellt Jacobs drei wesentliche Faktoren als Einflussphären auf den Glauben eines Menschen heraus (ebd. 2007: 39ff):

1. religiös formende Einzelpersonen, die entweder mit der Vermittlung des Glaubens beauftragt sind (wie zum Beispiel Priester, Pfarrangestellte oder Ordensleute und Lehrpersonen) oder andere, die aus einer religiösen Motivation heraus ohne Stützung durch größere Gefüge Einfluss auf Menschen nehmen und sich um deren religiöse Lebensgestaltung kümmern
2. Gefüge von Menschen, die entweder in einem institutionalisierten (Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser, Pfarreien, Gemeindegruppen, Verbände, Gewerkschaften), teil-institutionalisierten (Familien) oder nicht-institutionalisierten (Freunde, Arbeitskollegen, Nachbarn) Rahmen gelagert sind und
3. der Gesamtbereich der kulturellen Tradierung (Rechtsprechung und Gesetzstradition, Sprachgebrauch, Massenmedien, Geschichte, Nationalbewusstsein und Kunst)

ad 1: die Bedeutung von Einzelpersonen für die Fortpflanzung des Glaubens:

Die Beeinflussung durch Einzelpersonen hat statistisch betrachtet nur einen geringen Wert für die Fortpflanzung des Glaubens, da vielen Menschen der Bezug, der persönliche Kontakt oder die Offenheit für Begegnungen mit solchen „Glaubensverkündern“ fehlt. Anders sieht die Sache aber aus, wenn man spezifische Personengruppen (wie TheologiestudentInnen vgl. dazu Jacobs 2007: 64) oder Einzelfälle betrachtet bzw. wenn es sich um Einzelpersonen handelt, die aus einem größeren Gefüge heraus beeinflussend wirken können (wie zum Beispiel Eltern oder Freunde). „ Für die Kirche ist das Zeugnis eines echt christlichen Lebens mit seiner Hingabe an Gott ... und gleichzeitig mit einer Hingabe an den nächsten ... der erste

Weg der Evangelisierung“ (Paul VI 1975: Evangelii Nuntiandi Nr. 41). Deutlich sieht man, dass es bei den Einzelpersonen vermehrt darum geht ein Zeuge zu sein als eine Lehrperson. *„Den Laien ist es aufgegeben, eine lebensmäßige Synthese zwischen dem Evangelium und den täglichen Pflichten des Lebens zu schaffen“* (Johannes Paul II 1988: Christifideles Laici, Nr. 34).

ad 2: die Bedeutung von sozialen Gefügen für die Fortpflanzung des Glaubens

Zeugschaft durch Einzelpersonen bedarf einer Ergänzung durch größere soziale Gefüge (Jacobs 2007: 148). Solche Gefüge haben nicht nur Einfluss auf die Fortpflanzung des Glaubens, sondern sind auch notwendige Hilfe dafür. Ihr Einfluss steigt mit der Homogenität des sozialisierenden Umfeldes an. Auch unterscheidet man zwischen *„natürlichen Wachstumsnetzen“* wie der Familie und *„gezielt geschaffenen Angeboten zur religiösen Sozialisation“* (ebd. 2007: 158).

Besonders hervorzuheben ist im Unterpunkt der sozialen Gefüge die Familie: *„... die Familie ist ja die erste Gemeinschaft, der es obliegt dem heranwachsenden Menschen das Evangelium zu verkünden und ihn durch eine fortschreitenden Erziehung und Glaubensunterweisung zur vollen menschlichen und christlichen Reife zu führen“*. Daher wird die Familie auch als *„Hauskirche“* bezeichnet (Johannes Paul II 1981: Familiaris Consortio, Nr. 2).

Dies rührt daher, dass die Familie eine Zeit lang besonders intensiv in der Weitergabe des Glaubens wirkte. Diese Stellung ist jedoch geschichtlich wandelbar, sie kann auch heute noch für Einzelfälle Gültigkeit haben. Sie bestimmt auf der einen Seite für einen gewissen Zeitraum das Beziehungsumfeld des Kindes und kann auf der anderen Seite auch die religiöse Erziehung übernehmen (ebd. 2007: 66). Dies wirkt entscheidend fort, denn *„mit der eigenen religiösen Kindheit steigt auch die Empfänglichkeit für alle anderen Impulsgebungen im Erwachsenenalter“*. Die religiöse Sozialisation im Elternhaus stellt also den Grundstock für das spätere Verhältnis zur Kirche dar, da hier die religiöse Lebensgestaltung erlernt wird ohne die gewisse Bereiche der Religiosität gar nicht fortgepflanzt werden können (ebd. 2007: 104). Die erzielte Wirkung ist umso größer, je näher die betreffende Person im späteren Leben im Einflusskreis der Kirche steht (ebd. 2007: 49f). Eine gelungene religiöse Sozialisation ist also nur dann möglich, wenn auch andere gesellschaftliche

Subsysteme die Botschaft des Elternhauses mittransportieren. In diesem Zusammenhang kann man auch von „*kultureller Tradierung*“ sprechen (ebd. 2007:107).

Betrachtet man die Kirche selbst, so sind auch hier Gruppen oder kleine soziale Gefüge als Sozialisationsorte für die Fortpflanzung des Glaubens unabdingbar. Dies gilt ganz besonders für die Arbeit mit Jugendlichen (ebd. 2007: 128).

ad 3: die Bedeutung des gesamtulturellen Klimas für die Fortpflanzung des Glaubens

Das kulturelle Gesamtklima eines Landes ist für die Fortpflanzung von Glauben besonders existentiell. So ist beispielsweise das geistlich-soziale Klima fast dreimal so wichtig wie die eigene religiöse Erziehung, wenn es um die Frage geht seine Kinder religiös zu erziehen (Zulehner & Denz 1993:27). Auch lässt sich eine Wirkung des Gesamtklimas auf die Art des Kirchenbezugs, das Gottesbild der Menschen, die Form der Religiosität und die Gebetshäufigkeit nachweisen (ebd. 1993: 26-47). Zusammengefasst hat jedes Land seine eigene religiöse Kultur, die auf „*das religiöse Selbstverständnis von Menschen und die Möglichkeiten der Fortpflanzung von Glauben*“ wirken. Für die Zukunft der Kirche wird es demnach entscheidend sein, ob es ihr gelingt „*sich in den kulturschaffenden Vorgang einzuflechten und darin signifikant zu werden*“ (Jacobs 2007: 68).

1.3 Verknüpfung der Komponenten Kirche/Religion, Engagement und Jugend

In einem weiteren Schritt werde ich nun die in meiner Forschungsfrage vorkommenden und bereits erläuterten Begriffe Kirche, Religion und Engagement auf das Feld Jugend anwenden. Auch Schäfers beschäftigte sich im Zusammenhang mit der Jugendsoziologie mit der Verknüpfung Religion und Jugend. Er bezieht sich für seine Aussagen auf eine Untersuchung von F.X. Kaufmann und G. Stachel, in der darauf hingewiesen wird, dass in der westlichen Welt ein Trend des Rückgangs kirchenbezogener Religiosität und religiöser Einstellungen festzustellen sei und dass auch der Einfluss von Kirche und Religion abnehme. Dennoch wäre ein hoher Anteil junger Menschen bereit an kirchlich organisierten Aktivitäten teilzunehmen. Zusammengefasst kann von einer Rückläufigkeit des Institutionalisierungsgrades der Religion gesprochen werden, was aber nicht mit dem Verschwinden der Gläubigkeit gleichzusetzen wäre (Schäfers 2001: 130).

Hier möchte ich nochmals Bezug auf die Shellstudie¹ nehmen und in für meine Forschung relevanten Bereichen etwas in die Tiefe gehen: Die 15. Shell Jugendstudie (2006) zeigt, dass nach wie vor relativ wenige Jugendliche eine enge Beziehung zu kirchlich-religiösen Glaubensvorgaben haben: Nur 30 Prozent glauben an einen persönlichen Gott, weitere 19 Prozent an eine unpersönliche höhere Macht. Anders sieht es in der Gruppe der Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus: hier glauben noch 52 Prozent an einen persönlichen Gott. Grundsätzlich bejaht die heutige Jugend die Institution der Kirche äußert aber eine ausgeprägte Kirchenkritik. Mehr als die Hälfte der Jugendlichen ist der Meinung, dass die Kirche keine Antworten auf Fragen, die die Jugendlichen heute wirklich bewegen, hat. Daher „basteln“ sich viele Jugendliche aus religiösen und pseudo-religiösen Teilen eine Art „Patchwork“-Religion.

Zu einem ähnlichen Ergebnis für österreichische Jugendliche kamen Wissenschaftler des Institutes für Jugendforschung im Zuge der Jugendwertestudie 2006/07, bei der

¹zitiert nach
http://www.shell.de/home/content/deu/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study/2006/religion/

1.231 junge Menschen im Alter von 14-24 Jahren befragt wurden. Reinhard Zuba¹ vom Institut für Jugendforschung, sprach in einem Interview von der „*Entkirchlichung*“ österreichischer Jugendlicher, bei denen das Interesse an der Institution Kirche sinkt. Dies entspricht einem gesamtgesellschaftlichen Trend, Jugend versteht sich hier als Spiegel für die Gesellschaft. Trotzdem geben immer mehr Jugendliche an, an Gott zu glauben (70% im Gegensatz zu 50% im Jahr 2000). Dies wird damit begründet, dass Religion für die Sinn- und Lebensorientierung junger Menschen wichtig sei. Zusammengefasst sinkt auf Seiten der Kirche der Einfluss auf Jugendliche und junge Menschen, während auf Seiten der Jugendlichen das Vertrauen in die Katholische Kirche immer mehr abnimmt.

Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die Engagementbereitschaft Jugendlicher und junger Menschen verstehen: Finden sich Jugendliche/junge Menschen in der Katholischen Kirche wieder (mit ihrem Leben, ihren Problemen und Fragen) und/oder können sie sich mit den von der Kirche vermittelten Werten arrangieren/identifizieren, so wird eine Engagement näher liegen als wenn sie der Kirche für sich und ihr Leben nichts abgewinnen können.

Eine weitere Herangehensweise an die Thematik „Jugendliche und Engagement“ fand ich bei Bernhard Vondrasek. Dieser hat in einer Studie Gründe für das Engagement junger Menschen in katholischer Trägerschaft herausgearbeitet und in 4 Aspekte unterteilt, die ich nun wiedergeben werde (Vondrasek 2003: 39ff):

- *individuell-personale Ebene:*

Das Engagement Jugendlicher trägt zu deren Persönlichkeitsentwicklung bei und führt zu Selbsterfahrung, Selbständigkeit, Selbstsicherheit, persönlicher Reifung und Identitätsfindung. Darüber hinaus macht es Spaß und Freude.

¹ zitiert nach (http://www.feuerflamme.de/katalog/news_show.php?select=news&show=933)

- instrumentell-funktionale Ebene:

Im Zuge des Engagements können Jugendliche Kompetenzen für den Arbeitsmarkt erwerben, Erfahrungen für ihr späteres Berufsleben sammeln und Schlüsselkompetenzen erlernen (vergleichbar mit Praktika).

- sozial-gemeinschaftliche Ebene:

Jugendliche können im Engagement ihren sozialen Affinitäten ausleben und finden Gestaltungsraum für ihre altruistischen Antriebe. Ebenso wichtig ist aber die Möglichkeit Gemeinschaft zu erleben, mitmenschliche Kontakte zu erfahren und sich über eine Gruppe definieren zu können.

- religiös-kirchliche Ebene:

Jugendliche können aus dem Engagement Nutzen für ihre eigene Glaubensentwicklung ziehen und ihren persönlichen Glauben leben.

Insgesamt ist es für Jugendliche wichtig – Vondrasek in Bezugnahme auf die 12. Shellstudie - dass sie sich in ihrem Engagementbereich „*mit ihren Bedürfnissen und Problemen wiederfinden*“ und „*ein befriedigendes Ergebnis erwarten können*“ (Vondrasek 2003: 103). Egal ob es sich um Jugendliche oder Erwachsene handelt, wichtig ist, dass Engagement eine Balance zwischen den eigenen und fremden Interessen findet und in keinem von beiden ganz aufgeht (Wendt 1996: 49).

Gründe sich nicht zu engagieren sind neben beschränkten zeitlichen Ressourcen, Bindungsängsten oder die Tatsache, dass man nicht gefragt wurde. „Mängel“ an den Ansichten zählen dazu ebenso wie eine mangelnde Präsentation und Kommunikation der Institution und ihres Anliegens nach außen hin (Frömmel 2007: 30).

Schlussendlich noch ein Blick auf die statistische Ebene: Laut dem Bericht der Statistik Austria über die Struktur und das Volumen von Freiwilligenarbeit aus dem Jahr 2008 sind insgesamt 78.200 junge Menschen zwischen 15 und 29 Jahren in kirchlichem oder religiösem Bereich tätig. 45,3% der 15-19jährigen, 70,4% der 20-24jährigen und 38,2% der 25-29jährigen davon regelmäßig. Frauen sind jeweils mit einem höheren Anteil vertreten als Männer.

1.4 Anwendung der Begriffe und Definitionen in meiner Arbeit

Engagement meint im Rahmen meiner Arbeit die freiwillige und ehrenamtliche das heißt unentgeltliche Tätigkeit im kirchlichen Rahmen. Die jeweils ausgeführte Aufgabe kommt in erster Linie anderen Menschen zu gute und wird im katholischen Kernbereich, das heißt zur Vermittlung von Glaubensgut verrichtet oder zur Weitergabe des Glaubens. Die hauptsächlichen Ansprechpersonen des Engagements sind junge Menschen das heißt Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene.

Jugend umfasst in meiner Arbeit die Altersgruppe der 18 bis 28jährigen und wird von mir auch als die Gruppe der jungen Erwachsenen bezeichnet. Diese Definition ergibt sich daraus, dass sie sich an der Grenze zum Erwachsenensein befinden, aber größtenteils noch über die der Jugend zugeschriebenen (nach jugendsoziologischer Literatur) Eigenschaften verfügen, wie etwa die noch nicht fertige oder gerade fertig werdende Berufsausbildung und damit einhergehend das Eingebettet sein in jugendliche Milieus oder das noch nicht vorhanden sein von fixen Anstellungen. Auch würden sich meine InterviewpartnerInnen dieser Gesellschaftsgruppe zurechnen.

In meiner Arbeit beschränke ich mich auf die Beschäftigung und Erforschung der Katholischen Kirche in Österreich und der darin eingegliederten Jugendgruppen, die sich als Teil der Katholischen Kirche sehen und somit dieser als „Subgruppen“ untergeordnet sind. Mein besonderes Augenmerk liegt auf der Erzdiözese Wien. Die Erzdiözese wurde 1469 gegründet, umfasst 55 Dekanate und 660 Pfarren. Sie gliedert sich in ein Vikariat unter dem Manhartsberg, ein Vikariat Stadt Wien und ein Vikariat unter dem Wiener Wald und umschließt somit die Bundesländer Wien und (das östliche) Niederösterreich.

1.5 Theorie der sozialen Gruppe

Wie schon zuvor erwähnt, hat der gruppentheoretische Ansatz in der Jugendsoziologie einen besonderen Stellenwert. Daher werde ich im Theorieteil näher auf diese Thematik eingehen.

1.5.1 Zur Geschichte der Gruppe in der Soziologie

Die Beschäftigung mit einer „Gruppe“ zieht sich durch die gesamte Geschichte und Entwicklung der Soziologie, da sie als „Menschenwissenschaft“ immer an Individuen, die sie als Teile eines Ganzen versteht und betrachtet, interessiert ist (vgl. Lamnek 1995). Von Anfang an ging es der Soziologie darum, die Zusammenhänge zwischen Gesellschaft und menschlichem Zusammenleben bzw. gesellschaftlichen Veränderungen entdecken und erklären zu können. Dies zieht sich von den Vorläufern der Soziologie über die Klassiker wie Durkheim und Marx bis hin zur gegenwärtigen Soziologie (vgl. Korte 2005).

Schon die Nachfolger Comtes, dem Begründer der Soziologie, Sorel, Bergson, Le Bon und Tarde legten ihr Augenmerk auf das Überindividuelle. Nicht der Einzelne, sondern das Kollektiv und die Frage nach der Beziehung von Individuum und Gesellschaft waren ihnen wichtig (vgl. Richter 1999).

Im 19. Jahrhundert versuchte Ferdinand Tönnies die moderne Entwicklung von der Gemeinschaft zur Gesellschaft zu erklären. Er bezog sich dabei auf Deutschland und verwendete die beiden Begriffe um den Übergang von einer traditionellen – feudalen zu einer modernen bürgerlichen Gesellschaft zu beschreiben.

Max Weber und Talcott Parsons knüpften später an diese Erklärung Tönnies an (vgl. Korte 2005). Weber beschäftigte sich mit sozialen Beziehungen, sozialem Handeln und dessen Ausformungen („Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“). Parsons entwickelte eine Typologie von Handlungsschemata, die „pattern variables“. Aus den Handlungen der einzelnen entsteht Gesellschaft, die sich Parsons als umfassendes Handlungssystem vorstellte, das aus einzelnen Subsystemen mit unterschiedlichen Funktionen besteht (vgl. Richter 2001).

Interessant in diesem Zusammenhang zu erwähnen ist auch der amerikanische Soziologe Robert K. Merton. Er entwickelte im Anschluss an Parsons Rollentheorie

eine Anomietheorie, in der das Individuum die Möglichkeit der Abweichung von seiner Rolle gegeben hat. Der Mensch steht dabei in ständigem Konflikt zwischen Überanpassung an bestehende Normen und Abweichung von gegebenen Wertmustern. Merton erstellt hierzu eine Typologie der Arten individueller Anpassung (vgl. Korte 2006), die sich auch auf die Kirchlichkeit und somit auch auf meine Arbeit übertragen lassen¹:

1. Konformität – kulturelle Ziele und institutionelle Mittel zur Erreichung der Ziele werden anerkannt (in der Katholischen Kirche würde dies den konservativen Traditionalisten entsprechen, die an Lehre und Lehrmitteln festhalten; in meinem Falle würde daraus auch ihr Engagement resultieren)
2. Innovation/Neuerung – kulturelle Ziele werden akzeptiert, jedoch werden eigene Mittel zur Erreichung dieser eingesetzt (in der Katholischen Kirche würde dies den Liberalen entsprechen, die zwar an der Lehre aber nicht mehr den Lehrmitteln festhalten; in meinem Fall würde ihr Engagement aus ihrem Glauben resultieren, nicht aber aus Überzeugung ihrer Zugehörigkeit zur Kirche)
3. Ritualismus – kulturelle Ziele sind nicht mehr gewünscht, jedoch die Anwendung der Mittel (in der Katholischen Kirche würde dies den Ritualisten entsprechen, die nichts für die Lehre und die Verwirklichung dieser in ihrem Leben übrighaben, aber die Rituale wie etwa Taufe, Heirat, etc. schätzen; in meinem Fall würde – falls es gegeben ist – Engagement aus dem Gefallen bestimmter kirchlicher Tätigkeiten resultieren, mit denen man sich identifizieren kann, zum Beispiel mit Werten, die vermittelt werden)
4. Apathie/Rückzug – kulturelle Ziele und institutionelle Mittel werden verworfen, Menschen ziehen sich zurück (in der Katholischen Kirche würde dies den Nichtchristen entsprechen; in meinem Fall würde hier kein Engagement zu erwarten sein)
5. Rebellion – kulturelle Ziele und institutionelle Mittel werden verworfen, neue Ziele und Mittel werden angestrebt (in der Katholischen Kirche würde dies einer neuen Bewegung außerhalb der Kirche entsprechen; in meinem Fall wäre auch hier kein Engagement innerhalb der Kirche zu erwarten)

¹ vgl. www.uni-frankfurt.de (Stand 2.10.2009)

1.5.1.1 Gruppe – Definition

Gruppe ist sowohl in der Alltags- als auch in der Wissenschaftssprache ein bedeutsamer Begriff, der für die Ordnung und Klassifikation dient. Jedoch wurde er erst im 18. Jahrhundert auf soziale Beziehungen und Phänomene angewandt: *„Mankind are to be taken in groupes, as they have always subsisted“* (Die Menschen müssen haufenweise genommen werden, so wie sie allezeit gewesen sind; Görlich 1974: 929 zitiert nach Schäfers 1994), so eine berühmte Stelle aus Adam F. Fergusons *„Essay on the History of Civil Society“*.

In den Anfängen der modernen Gesellschaftswissenschaft wurde der Begriff der Gruppe undifferenziert auf die Vielfalt der sozialen Gebilde und Beziehungen angewandt und umfasste somit alles von der Kleingruppe bis hin zur ganzen Menschheit. Der Gruppenbegriff so wie er heute existiert, entstand erst durch die Entdeckung und Entwicklung des Primärgruppenkonzeptes am Beginn des 20. Jahrhunderts. Dabei bildete sich ein Gruppenverständnis, das sich in den Sozial- und Humanwissenschaften durchgesetzt hat. Die folgende Definition gibt dieses Verständnis wieder und enthält alle, heute als wesentlich erachtete Elemente einer Gruppe:

„Eine soziale Gruppe umfasst eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern (Gruppenmitgliedern), die zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels (Gruppenziel) über längere Zeit in einem relativ kontinuierlichen Kommunikations- und Interaktionsprozess stehen und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit (Wir-Gefühl) entwickeln. Zur Erreichung des Gruppenziels und zur Stabilisierung der Gruppenidentität ist ein System gemeinsamer Normen und eine Verteilung der Aufgaben über ein gruppenspezifisches Rollendifferential erforderlich“ (Schäfers 1994: 20f).

1.5.1.2 Unterschiedliche Arten von Gruppen

Die Gruppe ist das häufigste soziale Gebilde, das sich in den unterschiedlichsten Handlungsräumen findet. Während die Gesellschaft eine soziale Großgruppe darstellt, behandelte die Soziologie auch kleinere Gruppen. Beispiele dafür sind die Familie, Freundesgruppe, Arbeitsgruppe oder Sportgruppe. Ein Vertreter dieser Richtung ist Leopold von Wiese, der sich in seiner Beziehungslehre damit beschäftigte, wie zwischenmenschliches Geschehen erklärt werden kann (vgl. Korte 2005). Das Paar oder die Zweier-Gruppe ist dabei die kleinste soziale Einheit und kann auch als Basis einer größeren Gruppe angesehen werden (wenn sich beispielsweise die Ehe zur Familie erweitert). Weitere Paar-Gruppen sind u.a. das Liebespaar, das Freundespaar, Lehrer-Schüler oder Vorgesetzter-Untergebener (Schäfers 1994: 23). Jede dieser Gruppe verfügt über Besonderheiten aber auch Gemeinsamkeiten in Bezug auf das Gruppenleben (Schäfers 1994: 11).

Eine Gruppe kann aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden: so sind sowohl ihre Existenz, ihre Funktionsweise als auch ihre Entwicklung für die Soziologie interessant und Wert zu analysieren. Dabei liegt der Schwerpunkt nicht nur auf gesellschaftlichen Großgruppen, auch Kleingruppen erfüllen wichtige Aufgaben für die Gesamtgesellschaft und sind Bestandteil der Sozialstruktur. So wirken Kleingruppen beispielsweise verhaltenssteuernd, unter anderem in der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen (Schäfers 1994: 50).

Informelle/formelle Gruppe

Die begriffliche Trennung von „formell“ und „informell“ geht auf eine amerikanische Forschung aus den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts unter der Leitung von Elton Mayo mit dem Titel „Management and the Workers“ zurück. Dabei geht es im Allgemeinen darum, Gruppen nach ihren Eigenschaften hin zu beschreiben, im Besonderen danach ob die sozialen Beziehungen von Herrschaftsbefugnissen gestützt werden oder nicht (Schäfers 1994: 81-84). Später erfolgten andere Konzeptionen und eine erweiterte Anwendbarkeit des Begriffspaares in Bezug auf die Koordination von Handlungen, sowie auf die Strukturbildung und die Art und Weise von dieser (Schäfers 1994: 84ff).

Primärgruppen

Durch Vorläufer wie Durkheim, Tönnies und Simmel inspiriert, prägte der amerikanische Soziologie Charles Horton Cooley den Begriff der Primärgruppe.

Primärgruppen sind „*Gruppen, die durch eine sehr enge unmittelbare persönliche Verbindung (face-to-face-association) und Kooperation gekennzeichnet sind. Sie sind primär in dem Sinn, daß sie dem Individuum die früheste und umfassendste Erfahrung vom sozialen Ganzen vermitteln*“ und „*fundamental an der Herausbildung der Sozialnatur und der sozialen Ideale der Individuen beteiligt sind*“ (Cooley, Charles Horton 1909: 23f. zitiert nach Schäfers 1980: 98, der es in eigener Übersetzung verwendet). Darüber hinaus ist die relative Konstanz dieser sozialen Beziehungen hervorzuheben. Zu den Primärgruppen werden die Familie, die Spielgruppe der Kinder, Nachbarschaft oder die Dorfgemeinde der Erwachsenen gerechnet.

Exkurs: Familie und Sozialisationstheorie

Familie ist eine Primärgruppe in dem Sinn, dass sie an der Formung der Sozialnatur des Menschen beteiligt ist, familiäre und soziale Rollen entwickelt, nahe an den Erfahrungsmöglichkeiten der einzelnen Mitglieder ist, Angehörige nicht nur Funktionsträger sondern Individuen (als Gesamtpersonen) sein dürfen, eine andauernde Möglichkeit zur Intimität und Intensität des Gefühlsleben bietet und eine Schutzfunktion gegenüber der Gesellschaft inne hat (Schäfers 1994: 182). Jedoch verfügt die Familie auch über Besonderheiten, die unter sozialen Gruppen einzigartig sind und mitgedacht werden müssen: So ist die Struktur mit dem darin enthaltenen Normen- und Wertesystem grundsätzlich vorgegeben, wandelt sich aber mit dem Familienzyklus. Die Mitgliedschaft(-srollen) und die Ein- bzw. Austritte sind anders geregelt als in sonstigen sozialen Gruppen (Schäfers 1994: 189).

Zusammengefasst kann die Familie als „*Ur-Form des Gruppenlebens angesehen werden*“, weil „*die Erfahrungen die die Individuen mit der <Primärgruppe> Familie haben zu einem Teil ihre Vorstellungen (<Bilder>) von Gruppe*“ (Schäfers 1994: 177) bestimmen und weil Familie für den Vergemeinschaftungsprozess eine wesentliche Rolle spielt (ebd. 1994).

Ein ähnliches Konzept über Familien hat auch Georg Herbert Mead entwickelt. Als Sozialbehaviorist beschäftigte er sich mit Verhalten, das sichtbar und beobachtbar ist, in einem Kontext stattfindet und mit einer gewissen Bedeutung versehen ist (Symbolische Interaktion). Er ging davon aus, dass sich Menschen verstehen, in dem sie Zeichen und Gesten verwenden, die für mehrere Gesellschaftsmitglieder die gleiche Bedeutung haben (significant symbols). Des weiteren analysierte er das Selbst, das sich aus „I“ und „ME“ zusammensetzt. Das „I“ steht für individuelle Wünsche und Bedürfnisse, während das „ME“ die Perspektive der Gesellschaft vertritt. Diese beiden Bereiche des Selbst stehen in einem ständigen Konflikt und diskutieren jede Handlung aus. Wichtig dabei ist, dass das „ME“ als Vertreterin der Gesellschaftsperspektive im Sozialisationsprozess entsteht. Dieser gliedert sich wiederum in zwei Teile und soll dem Individuum helfen sich mit den Augen anderer sehen und identifizieren zu lernen. Am Beginn der Sozialisation geschieht dies durch die sogenannten „signifikanten Anderen“, die durch bestimmte Personen wie Mutter, Vater, FreundInnen und Nachbarn repräsentiert werden. Dies ist also – grob gesagt – eine andere Form der Vergemeinschaftung von der Schäfers spricht. Später werden die signifikanten durch die „generalisierten Anderen“ ersetzt, da das Individuum gelernt hat Verhalten zu verallgemeinern (Richter 2001: 189ff). Man spricht dabei auch von primärer und sekundärer Sozialisation.

Anders als bei den bisher genannten Gruppen erfolgt die Vorgangsweise bei der Definition bei der nachfolgenden:

Bezugsgruppen

Bezugsgruppen als Übersetzung für das englische Wort „reference group“ beziehen sich weniger auf Struktureigenschaften von Gruppen, als um den Zusammenhang zwischen Individuum und Gruppe oder genauer gesagt um den Einfluss der Gruppe auf das Wahrnehmen und das Handeln von Individuen (Schäfers 1994: 113).

Schließlich ist noch eine weitere Art von Gruppe zu nennen, die sowohl zu den Primär- als auch zu den Bezugsgruppen zu rechnen ist:

Peer-group

Der Begriff der „peer-group“ meint eine Gruppe von Gleichaltrigen unabhängig davon welches Alter sie haben und ist auch mit „Gleichaltrigengruppe“, „Altersgenossen“ oder „Gruppe von Zeitgenossen“ ident zu verwenden. Diese Gruppen zeichnen aus, dass sich ihre Mitglieder alle in der gleichen oder einer sehr ähnlichen sozio-ökonomischen bzw. sozio-kulturellen Situation befinden.

Bei Kindern und Jugendlichen nehmen diese Gruppen Schutz-, Ausgleichs- und Sozialisationsfunktionen ein und liefern einen Beitrag zur Entwicklung der sozialen Identität (Schäfers 1994: 248).

In der Jugendsoziologie hat das Konzept der Peergroup einen besonderen Stellenwert, werden dieser Gruppe auch Funktionen im Prozess der Generationenbildung, der Integration sowie der Identitäts- und Kompetenzentwicklung zugeschrieben (ebd. 1994: 253). Die Gruppe von Gleichaltrigen nimmt außerdem eine verbindende Funktion zwischen den Bereichen Familie und Gesellschaft ein und unterstützt Jugendliche bei der Wahl von Normen und Werten, was in unserer Gesellschaft, die von Wertpluralismus gekennzeichnet ist, ein entscheidendes Orientierungskriterium darstellt (ebd. 1994: 256). Die Strukturierung in Peergroups kann von streng hierarchisch mit striktem Rollengefüge bis hin zu unstrukturiert reichen. Eine Sonderform ist die organisierte Jugendgruppe, die sich durch eine meist formelle Mitgliedschaft und eine (in)direkte Führung und Kontrolle durch Erwachsene auszeichnet (ebd. 1994: 257).

Wie in dem zuvor abgehandelten Theorieteil bereits mehrfach angeklungen, sind SoziologInnen an einem Aspekt der Gruppe besonders interessiert, der auch für meine Arbeit von Bedeutung ist und den ich daher nun aufgreifen möchte. Es geht dabei um den Aspekt des sozialen Handels.

1.6 Handlungstheoretischer Ansatz

Nicht alles, aber vieles im menschlichen Leben, ist Handeln. Es gibt große und kleine Handlungen; ohne Handeln kann der Mensch nicht leben, denn Handeln „macht“ Gesellschaft. *„Handeln ist Produktion, Reproduktion und Kommunikation“* (Luckmann 1992: 4). Menschen können *„sich zukünftige Situationen und Bedürfnisse vorstellen und sich die Vergangenheit vergegenwärtigen.“* Dadurch *„vermögen sie ihr Tun an Motiven zu orientieren, ihnen Sinn zuzuschreiben und dadurch zu handeln“* (Kolland 2007: 6).

Die Soziologie, die sich damit beschäftigt, wird daher auch als Handlungswissenschaft bezeichnet. Um der *„Eigenart des Handelns als eines an Zielen ausgerichteten und somit bewusst in die Zukunft eingreifenden Verhaltens“* gerecht zu werden, bedarf es einer Handlungstheorie. Darunter fallen all jene soziologischen Theorien, die *„sinnhaftes Handeln von Individuen oder Gruppen in sozialen Interaktionen erklären“* (Miebach 2006: 15). Die soziologische Handlungstheorie steht *„zwischen biologischen Verhaltenstheorien und geschichtlichen Einzeldarstellungen“*, in dem sie auf der einen Seite die allgemeine Struktur des menschlichen Handelns beschreibt, auf der anderen Seite aber nicht bei historischen Einzelheiten oder naturwissenschaftlichen Reduktionen verhaftet bleibt. So stellt die Handlungstheorie die Grundlage der Sozialwissenschaften dar (Luckmann 1992: 7).

1.6.1 Handeln – Definition

Die Definition des sozialen Handelns geht - wie bereits erwähnt - auf einen Klassiker der deutschsprachigen und Begründer der Verstehenden Soziologie Max Weber zurück, der in seinem Werk zur allgemeinen Soziologie Grundbegriffe definierte und dabei wie folgt, feststellte:

„Handeln soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. Soziales Handeln soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (Weber 1972:1).

Wichtig dabei ist zwischen Verhalten, Handeln und sozialem Handeln zu unterscheiden: Während Verhalten alle möglichen menschlichen Aktionen, die sowohl bewusst als auch unbewusst ablaufen können, deren Spektrum also von Reflexen bis hin zu geplanten Handlungen reicht, einschließt, fällt unter die Kategorie Handeln nur ein solches mit dem der Akteur auch einen gewissen Sinn verknüpft. Der Sinn einer solchen Handlung meint neben dem Zweck den der Akteur anstrebt auch die Bedeutung der Handlung für den Akteur. So kann Handeln als ein Spezialfall von Verhalten angesehen werden. Der Begriff des soziales Handeln schließlich ist noch konkreter, weil er nicht nur eine Sinnkomponente sondern auch den Bezug auf andere Akteure aufweist (Miebach 2006: 20f).

Die Verstehende Soziologie hat es sich zur Aufgabe gemacht dieses soziale Handeln *„deutend zu verstehen“* und *„ursächlich zu erklären“* (Weber 1972: 1).

Handeln ist deshalb ein so beachtenswerter Bestandteil des menschlichen Lebens, weil *„der wichtigste Teil des menschlichen Daseins auf Handlungen“* beruht, Menschen könnten ohne Handeln nicht überleben, Handeln ist *„die Grundform des gesellschaftlichen Daseins des Menschen“* (Luckmann 1992: 4).

Aus soziologischer Sicht relevant sind außerdem Handlungen, in denen sich Beziehungen zwischen Menschen manifestieren und wiederholte soziale Handlungen

zwischen denselben Handelnden, die als soziale Beziehungen bezeichnet werden. Für das Verstehen einer Handlung ist es wichtig die Handlungsmöglichkeiten, den Handlungsspielraum (Gegebenheiten der Situation des Individuums, Kontext von Lebenszielen und gesellschaftlichen Herausforderungen) und die Motive des Akteurs zu kennen, denn von diesen hängt der Ausgang einer Handlungssequenz ab (Kolland 2007: 6). Alfred Schütz unterscheidet dabei zwei Arten von Motiven: die Um-zu Motive, die in der Person verankert sind, beim Entwurf des Handelns entstehen und in die Zukunft verweisen („Ich tue etwas um etwas bestimmtes zu erreichen“); und die Weil-Motive, die die biographische Situation beinhalten und bei denen das motivierende Erlebnis in der Vergangenheit liegt („Ich tue etwas, weil ich etwas bestimmtes erlebt habe“) (vgl. Richter 1999).

Sich zu engagieren bedeutet in einem bestimmten Bereich und zu einem bestimmten Ausmaß Aktivitäten und Taten zu setzen. Allerdings stehen den einzelnen Individuen in unserer Gesellschaft eine Vielzahl von Möglichkeiten der Betätigung und eine Vielzahl von Betätigungsbereichen zur Verfügung. Folglich stellt sich die Frage, mit welcher Begründung eine gewisse Art der Betätigung und ein gewisses Betätigungsfeld – in meinem Fall die Katholische Kirche ausgewählt wird. Es bleibt außerdem die Frage, welche Motive, welche Hintergründe – das heißt nicht sofort offensichtliche Begründungen – eine engagierte Person für ihr Tun hat.

Als SoziologInnen können wir davon ausgehen (und darauf richtet sich unser Interesse), dass ein Großteil unserer gesetzten Aktivitäten und Taten (ich wähle hier bewusst noch nicht den Handlungsbegriff) mit einem bestimmten Sinn verknüpft sind, also nicht nur einfach so passieren, auf andere ausgerichtet sind und somit unter die Rubrik dessen was Max Weber als „soziales Handeln“ bezeichnete, fällt.

Was auf gesellschaftlicher Ebene als „Engagementbewegung“ abläuft, ist ihm Grunde auf „*einzelne konkrete Handlungen*“ (Schäfers 2001: 37f.) zurückzuführen. Daher erscheint es mir als naheliegend mich im Zusammenhang meiner Arbeit mit der Theorie von Handlungen auseinanderzusetzen.

1.6.2 Geschichte des Handlungstheoretischen Ansatzes

Betrachtet man die Handlungstheorie in ihrem geschichtlichen Werdegang, so können ihre Anfänge bis zum griechischen Philosophen Aristoteles zurückverfolgt werden. Schon dieser benannte die Hauptaspekte der Handlungstheorie Wahlfreiheit und Zurechnungsfähigkeit (welche die Person als zureichenden „Grund“ des Handelns bestimmt) und unterschied zwischen Handeln und Schaffen. Die weitere Entwicklung der Handlungstheorie läuft über viele bekannte „Soziologen“ wie Niccolò Machiavelli, Thomas Hobbes, Adam Smith, Auguste Comte, Emile Durkheim, Georg Wilhelm Friedrich Hegels, Karl Marx und Charles Darwin – um nur einige zu nennen – bis sie am Beginn des 20. Jahrhunderts von Max Weber der Soziologie zu Grunde gelegt wird (Luckmann 1992: 8ff).

In den unterschiedlichen soziologischen Paradigmen haben sich verschiedene handlungstheoretische Ansätze gebildet, die sich mit den vielfältigen Dimensionen sozialen Handelns beschäftigen/beschäftigt haben und die ich nun blitzlichtartig wiedergeben möchte (vgl. Miebach 2006):

Soziales Handeln in Systemen:

Talcott Parsons nähert sich der Problematik des sozialen Handelns auf folgendem Weg: Er interpretiert eine Handlung erstens durch ein kulturelles Wertmuster, wobei ein solches Wertmuster nur durch Rollen greifbar ist, die das für das Wertmuster und die Situation passende Verhalten festlegen. Im zweiten Schritt geht es ihm um die Interpretation des sozialen Handelns im Hinblick auf internalisierte Werte. Parsons interpretiert folglich Handeln, „*indem er es einerseits als Anpassung an ein institutionalisiertes Rollenmuster und andererseits als Ausdruck internalisierter Werthaltungen auffasst*“ (Miebach 2006: 23).

Niklas Luhmann, ein Schüler Parsons entwickelte dessen Systemtheorie später weiter. Er verknüpft den Systembegriff Parsons mit der phänomenologischen Tradition, integriert den Begriff der Autopoiesis und stellt den Sinnbegriff ins Zentrum seiner Theorie (vgl. Miebach 2006).

Soziales Handeln im Alltag, in Rollen und Institutionen:

Alfred Schütz versuchte eine Theorie des sozialen Handelns zu schaffen, in der auch die Sinnkonstitution (die Max Weber übersprungen hatte) zufriedenstellend gelöst ist. Dies wollte er mit Hilfe der phänomenologischen Analyse schaffen. Die Phänomenologie will die Lebenswelt des Menschen durch ganzheitliche Interpretation verstehen und zu dem Wesen einer Sache kommen. Schütz setzte sich als Ziel eine genaue Beschreibung des Aufbaus von Bewusstseinsgegenständen in Bewusstseinslagen verschiedener Art durch das Verfahren der Ausklammerung zu erreichen. Diese Methode reduziert stufenweise, was sich im Bewusstsein konstituiert (Luckmann 1992: 16ff). Der Weg der Reduktion, der ursprünglich von Edmund Husserl stammt, beginnt für einen Soziologen/eine Soziologin (der nicht alle Schritte der phänomenologischen Reduktion benötigt) bei der Ausklammerung der Weltanschauung, in der es darum geht sich seine eigenen Werthaltungen bewusst zu machen und auf deren Einfluss auf die Forschung zu achten. Im zweiten Schritt, der Ausklammerung der Selbstverständlichkeit geht es darum alles Verhalten und Handeln als problematisch anzusehen. Im dritten Schritt, der Ausklammerung der eigenen Intentionalität, geht es darum eigene Vorurteile, Hemmungen und Emotionen aus der Forschung möglichst auszuschließen. Schließlich im vierten und letzten Schritt soll eine Typik entwickelt werden (vgl. Richter 1999).

Erving Goffman stellt in den Mittelpunkt seiner „dramaturgischen Handlungstheorie“ (Miebach 2006: 25) das Individuum und beleuchtet neben dem sozialen Kontext von diesem auch den Rollenbegriff und die Kreativität, die Individuen in ihren sozialen Rollen aufweisen können. Goffman zeigt des weiteren wie diese Kreativität „zu einer besonderen Dynamik des sozialen Handelns mehrerer Akteure“ führen kann und „wodurch sozial reglementierte Interaktionsprozesse für Modifikationen und unerwartete Handlungsverläufe geöffnet werden“ (Miebach 2006: 25).

Auch bei *Georg Herbert Mead* ist eine Verknüpfung zwischen sozialem Handeln und sozialer Rolle zu finden: Er sieht soziales Handeln als Übernahme sozialer Rollen durch den Handelnden, betont hier aber auch den Beitrag, den das Individuum leisten muss, nämlich die Konkretisierung des Rollenmusters in seinem Handeln.

Harold Garfinkel beschäftigte sich in seiner Ethnomethodologie besonders mit den Strukturen des Alltagshandelns.

Die Ansätze von Schütz, Goffman, Mead und Garfinkel haben neben der Abgrenzung von Parsons Handlungstheorie die Fokussierung auf das Individuum als Handlungseinheit gemeinsam.

Soziales Handeln und Rationalität:

Die sogenannte „Rational Choice Theorie, Handlungstheorie oder Methodologischer Individualismus“, zurückgehend auf Max Weber und seine Unterscheidung der 4 Handlungstypen basiert auf der Betonung des rationalen Handelns. Die Rational Choice Theorie weist keine Beschränkung auf das individuelle Handeln auf, sondern bezieht ebenso den sozialen Kontext des Akteurs ein. Darüber hinaus ist auch die Erklärung sozialer Strukturen aus Handlungskombinationen individueller Akteure ein Schwerpunkt dieses Theorieansatzes. Wichtige Vertreter dieses Ansatzes sind Coleman und Esser.

George C. Homans stellte eine Verhaltenstheorie auf, die das Ziel hat soziologische Gesetze zu finden, mit deren Hilfe sich soziales Verhalten beschreiben und vorhersagen lässt. Unter sozialem Verhalten versteht Homans dabei Verhalten, das sich auf andere Akteure bezieht.

Soziales Handeln als Konstruktion:

Schließlich ist noch die Theorie der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit von *Berger und Luckmann* zu nennen, die soziales Handeln als Konstruktion zum Thema hat.

2 Methodische Vorgangsweise

2.1 Qualitativer Forschungsprozess

Ich habe mich als methodische Herangehensweise im Zuge meiner Masterarbeit für ein qualitatives Forschungsdesign entschieden. Ein solches schien mir gerade deshalb passend, weil qualitative Verfahren gut geeignet sind die Handlungs- und Systemlogiken in sozialen Systemen – und als ein solches sehe ich die Katholische Kirche, meinen Forschungsgegenstand an – zu erkunden.

„Qualitative Forschung widmet sich der Untersuchung der sinnhaften Strukturierung von Ausdrucksformen sozialer Prozesse. Es geht also darum zu verstehen, was Menschen in einem sozialen Kontext dazu bringt, in einer bestimmten Weise zu handeln, welche Dynamiken dieses Handeln im sozialen Umfeld auslöst und wie diese auf Handlungsweisen zurückwirkt“ (Froschauer/Lueger 2003: 17).

Des Weiteren trat ich mit meiner Forschungsfrage an das Feld heran und wollte näheres darüber herausfinden, ohne schon allzu spezifische und ausformulierte Theorien darüber zu haben. Dies ist auch die Herangehensweise im qualitativen Forschungsprozess im Unterschied zur quantitativen Forschung. Es geht hier nicht darum bereits vorgefasste Annahmen zu überprüfen, sondern nach Froschauer/Lueger soll ein theoretisches Verständnis eines Untersuchungsbereiches, meist in einer fallorientierten Art und Weise aufgebaut werden (vgl. Froschauer/Lueger 2003). Auch Glaser und Strauss legen diese Vorgangsweise in der Darstellung ihrer Grounded Theory nahe: *„Um Theorie zu generieren,..., schlagen wir vor, sie mit System aus in der Sozialforschung gewonnenen Daten abzuleiten. Man kann dann relativ sicher sein, dass die Theorie der Sache angemessen sein und sich handhaben lassen wird“* (Glaser/Strauss 2005: 13).

2.1.1 Erhebung des Datenmaterials

Meine „Materialsammlung“ im Feld setzte sich aus mehreren Schritten zusammen: Ich begann mich via Internet meinem Forschungsgegenstand anzunähern und herauszufinden, welche Jugendgruppen der Katholischen Kirche es in Wien und Niederösterreich überhaupt gibt und wie sie präsentiert werden. Dies diente für mich als Erstinformation, die ich in Memos für meinen Forschungsprozess festhielt.

Als nächstes nahm ich Kontakt zu potentiellen Interviewpartnern auf – ebenfalls über das Internet, per Email, weil hier die Erreichbarkeit sehr gut gegeben war – und führte anschließend qualitative Interviews durch.

Qualitative Interviews verfügen über bestimmte Charakteristika, die ich an dieser Stelle nun nennen möchte (Lamnek 1995: 60):

Die Befragung sollte im alltäglichen Milieu des Befragten/der Befragten stattfinden, so dass eine natürliche Situation gegeben ist und authentische Informationen vermittelt werden können. Die Fragen sollen so weit wie möglich offen gestellt werden. Es ist wichtig eine Vertrauensbasis zwischen der interviewenden Person und der interviewten Person herzustellen und auch die Interviewsituation soll vertraulich und freundschaftlich – kollegial gestaltet sein. Der Forscher/ die Forscherin ist gleichzeitig auch die interviewende Person. Es gibt keine großen Fallzahlen, sondern es werden einige typische Fälle behandelt.

„Nur wenn diese Merkmale gegeben sind, ist der Befragte bereit, seine Alltagsvorstellungen über Zusammenhänge in der sozialen Wirklichkeit in der Gründlichkeit, Ausführlichkeit, Tiefe und Breite darzustellen, zu erläutern und zu erklären, so dass sie für den Forscher eine brauchbare Interpretationsgrundlage bilden können“ (Lamnek 1995: 60).

Die Interviews, die ich durchgeführt habe, waren von der Form her qualitative offene Interviews nach Froschauer/Lueger (Froschauer/Lueger 2003: 62 ff).

In ihrer Beschreibung des offenen Forschungsgesprächs betonen sie, dass ein solches schon mit der Planung beginnt und mit der Dokumentation der Gesprächssituation endet, sich also nicht ausschließlich nur auf das Gespräch selbst

beschränkt. Dabei unterscheiden sie mehrere Phasen des offenen Interviews, die ich nun darstellen möchte (ebd. 2003):

1) Die Interviewplanung:

Hier geht es darum, die Zugangsmöglichkeiten zum Forschungsfeld zu überdenken, geeignete InterviewpartnerInnen auszuwählen und die konkrete Durchführung vorzubereiten.

2) Die Kontaktaufnahme:

In dieser Phase wird überlegt welche Art der Kontaktaufnahme passend ist, die betreffenden Personen kontaktiert und über die Forschung, die Auswahl der InterviewpartnerInnen und die Erwartungen an sie informiert.

3) Der Gesprächseinstieg:

Diese Phase stellt eine Fortsetzung der Kontaktaufnahme dar. Die befragte Person soll nochmals über die Forschung, das Gespräch (Dauer, Grund der Auswahl und des Zustandekommens, Vorgangsweise, Verwertung des Interviewmaterials, Bitte um Aufzeichnungserlaubnis und Erwartungen) informiert werden und die Möglichkeit haben Fragen zu stellen.

Der/Die Interviewer/in soll sich außerdem eine Einstiegsfrage für die Haupterzählung überlegen, die den generellen Gesprächsrahmen abstecken und zu einer Erzählung möglichst über die gesamte Thematik des Interviews anregen, an die Lebenswelt der interviewten Person anschließen, einen breiten Rahmen bieten ohne die interviewte Person überfordern und diese auch nicht benützen soll.

4) Die Erzähl- und Nachfragephase:

Hier wird zwischen explorativem und klärendem Teil unterschieden. In ersterem soll die befragte Person sprechen, während sich der/die Interviewer/in weitgehend zurückhält. Erst im zweiten Teil sollten vom Interviewer/der Interviewerin Themen und Fragen angesprochen werden, die noch nicht genannt wurden, für den Forschungsprozess aber von Bedeutung sein könnten oder angesprochene Themen zu vertiefen.

5) Der Gesprächsabschluss:

In dieser Phase ist das Ziehen eines Fazits möglich. Außerdem soll geklärt werden, ob die befragte Person für eventuelle Rückfragen zur Verfügung steht, weitere InterviewpartnerInnen empfehlen kann oder Wünsche wie das Zusenden der fertigen Forschung hat. Wichtig ist auch, dass sich der Forscher/die Forscherin für die Bereitschaft zum Interview bedankt.

6) Die Dokumentation des Interviewkontextes:

Ein Transkript sowie ein Interviewprotokoll, das Details über den Interviewkontext beinhaltet und auch für die Interpretation herangezogen werden kann und soll, werden angefertigt.

2.1.2 Exkurs: Reflexion über die Methodenwahl

Oft in meinem Forschungsprozess fiel mir die Grenzziehung zu anderen Interviewtechniken sehr schwer beziehungsweise war ich teilweise verunsichert, ob ich bei der Vorbereitung, Führung und Verschriftlichung meiner Interviews alles „richtig“ gemacht hatte. Ich fühlte mich sozusagen in einer Diskrepanz zwischen den methodischen Grundlagen, die zwar als *„Daumenregel firmieren, da die letztlich gewählte Interviewtechnik sich am bisherigen Forschungsverlauf, dem Gesprächskontext und dem anhand der bisherigen Ergebnisse definierten Materialbedarf orientieren sollte“* (Froschauer/Lueger 2003: 63) und damit eine Anpassung der Methode an die Forschung durch den Forscher/die Forscherin möglich macht, trotzdem aber eine gewisse Verpflichtung gegenüber der Wissenschaftlichkeit der Arbeit gegeben ist.

Ich habe mich daher entschlossen meine Erfahrung als eine Art Reflexion in diesem Methodenkapitel zu integrieren.

Ich bin der Meinung, dass ich meine geführten Interviews als qualitative offene Interviews nach Froschauer/Lueger bezeichnen kann, weil

- ✓ Ich mir erst einmal einen großen Themenblock gesucht habe, der mich interessiert:
Das Engagement junger Erwachsener in der katholischen Kirche.
- ✓ Bei der ersten Kontaktaufnahme habe ich mich und meine Forschung vorgestellt und um das Mitmachen der Person gebeten.
- ✓ Vor dem Interview habe ich meinen InterviewpartnerInnen den Unterschied zu den Fernsehinterviews erklärt, ihnen die Besonderheit der offenen Interviews erläutert und sie ermutigt auch Fragen an mich zu stellen (im Vorfeld). Schließlich habe ich ihnen eine Einstiegsfrage gestellt, die ich versucht habe möglichst offen zu halten, so dass sie beginnen konnten mir über diesen Themenbereich zu erzählen, ohne alles vorgegeben zu bekommen.
- ✓ Mir war es wichtig, dass in dem Interview eine entspannte Atmosphäre herrscht.

- ✓ Nachdem sie lange genug erzählt hatten (ihrer Ansicht nach), haben sie sich ohnedies an mich gewendet, mit dem Wunsch nach Fragen bzw. nach Hilfe wie es denn nun weitergeht.
- ✓ Ich hab versucht ihnen zu helfen, indem ich ihnen Fragen zu ihrer Erzählung gestellt habe, die zum einen mir für die Beantwortung meiner Forschungsfrage wichtig waren und zum anderen sie auf Ideen wie sie weitererzählen könnten, bringen sollten. Dabei versuchte ich aber nicht komplett aus ihrer Erzählwelt wegzugehen.
- ✓ Für das Ende schließlich habe ich mir noch zwei Fragen überlegt, die mich ganz besonders interessiert haben und die ich jedem/r Interviewpartner/in gestellt habe. Diese Fragen gehörten zum Themenkomplex im Großen dazu, waren aber eigenständige Fragen.
- ✓ Betrachtet man die Interviewtranskripte also rückwirkend, so wird ganz klar deutlich, dass die Interviews alle in einer Dialogform ablaufen, wobei der Anfang bei einigen eher einseitig orientiert ist, im Verlauf sich aber immer mehr zu einer beidseitigen Form entwickelt.

Im Anschluss an die Interviews habe ich Protokolle verfasst, die einerseits das genaue Interviewtranskript, aber auch Daten zu den befragten Personen und Schilderungen der Interviewsituation bzw. Einschätzungen und Erfahrungsberichte von mir beinhalten.

Außerdem hab ich mir Veranstaltungen der Katholischen Kirche an denen die Gruppe bzw. die interviewten Personen selbst mitwirken, angesehen und in Form von Beobachtungsprotokollen festgehalten. Diese habe ich aber nicht interpretiert, sondern ich möchte sie nur, ebenso wie meine Memos als Zusatzinformationen in meine Forschung einfließen lassen.

2.1.3 Vorstellung des Datenmaterials

Zusammengefasst besteht mein Datenmaterial aus 6 Interviews, wobei eines davon als Probeinterview zu werten ist (von der Fragestellung, dem Aufbau und der Länge aber den anderen Interviews entspricht). Die Analysen habe ich mit 5 Interviews von 6 Personen gemacht (eines davon war ein Gespräch mit zwei Personen, da es sich um eine Doppelleitung handelte). Die 6 Personen setzen sich aus 3 Männern und 3 Frauen im Alter zwischen 18 und 28 Jahren zusammen. Drei der InterviewpartnerInnen sind aus Wien, drei aus Niederösterreich.

Alle Forschungsgespräche wurden von mir auf Diktiergerät aufgezeichnet und transkribiert, das heißt sie liegen sowohl in Text- als auch in Audioformat vor und verfügen über eine Länge von 10 – 20 A4 Seiten bzw. einer Dauer von 25 bis 45 Minuten.

Zusätzlich zu jedem Interview habe ich soziographische Daten der InterviewteilnehmerInnen in Form eines Minifragebogens, der Vor- und Zuname, Geburtsdatum, Geschlecht, Beruf, Wohnort sowie Ort und Datum der Interviewdurchführung enthält, erhoben. Darüber hinaus habe ich Protokolle zu den einzelnen Interviews und der Interviewsituation und ein Forschungstagebuch in Form von Memos verfasst, in denen ich meine Eindrücke, Erfahrungen und Gefühle festgehalten beziehungsweise Ideen, Fragen, offene Punkte, etc. für meinen weiteren Forschungsverlauf notiert habe.

Außerdem habe ich Veranstaltungen der Gruppen, deren VertreterInnen ich interviewt habe, besucht und im Anschluss daran in Form von Beobachtungsprotokollen verschriftlicht.

<u>InterviewpartnerIn</u>	1	2	3	4	5	6
<u>Geschlecht</u>	weiblich	männlich	weiblich	weiblich	männlich	männlich
<u>Alter</u>	18 Jahre	28 Jahre	27 Jahre	27 Jahre	21 Jahre	24 Jahre
<u>Bundesland</u>	Niederösterreich	Niederösterreich	Wien	Wien	Wien	Niederösterreich
<u>Beruf</u>	Schülerin	GWZ- Installateur	Projektleiterin	Studentin	Student	Student
<u>Engagementbereich in der Katholischen Kirche</u>	Kinderpastoral und Musikteam	Mitarbeit im Kloster	Leitungsfunktion in der Jugendpastoral	Leitungsfunktion in der Jugendpastoral	Leitungsfunktion in der Jugendpastoral und der Lobpreisband	Leitungsfunktion in der Jugendpastoral
<u>Einstieg in die Katholische Kirche durch...</u>	Jungschar	Firmung	Pfarrkindergarten	in der Pfarre aufgewachsen (Jungschar, Firmgruppe, Jugendgruppe)		Religionsunterricht in der VS
<u>Mein Engagement bedeutet für mich...</u>	„...Hobbies, Fähigkeiten, Freunde und Glauben zu vereinen.“	„...einen großen Halt.“	„... Lebenseinstellung und Job miteinander verbinden.“	„...den Platz einzunehmen von dem ich denke, dass Gott mich dort haben will.“	„Am Reich Gottes mitzuarbeiten, aufzubauen, zum Durchbruch zu verhelfen.“	„... Stress, Motivation und Freude.“
<u>Kirche ist für mich...</u>	„... ein Ort der Begegnung.“	„...jede Gemeinschaft, die mit Gott leben möchte.	„... eine Grundlage fürs Leben.“		„... alle die am Reich Gottes mitarbeiten.“	„... mehr als ein Gebäude.“

Im nächsten Schritt werde ich nun meine Vorgangsweise und die verwendeten Methoden meiner Auswertungsarbeit darstellen:

2.1.4 Auswertung des Datenmaterials

Ich habe für die Auswertung der Interviews die Feinstrukturanalyse nach Froschauer/Lueger in Kombination mit der Systemanalyse gewählt.

Diese Wahl hat mehrere Gründe:

Als erstes entspricht es meinem Erhebungsinstrument, auch das qualitative offene Interview wurde von Froschauer/Lueger konzipiert und daher passen dieses Erhebungs- und dieses Auswertungskonzept sehr gut zusammen und ergänzen sich sehr gut.

Zum anderen zielt die Feinstrukturanalyse nach Froschauer/Lueger auf eine Auswertung ab, die meinem Themenkomplex und meiner Fragestellung entspricht, worauf ich im Zuge dieser Kapitel noch öfters hinweisen werde.

Die Feinstrukturanalyse nach Froschauer/Lueger ist eine abgewandelte Form der Sequenzanalyse, die Oevermann u.a. 1979 entwickelten. Die Ausgangshypothese dieser Analyse ist, dass *„sich die objektiven Strukturen eines latenten Sinnzusammenhanges relativ unabhängig von den Motiven, Intentionen oder Dispositionen der befragten Personen konstituieren“* (Froschauer/Lueger 2003: 110f).

Die Vorteile der Feinstrukturanalyse umfassen folgende Punkte: latente Sinnstrukturen können sowohl in ihrem subjektiven als auch objektiven Sinn erfasst werden, die Feinstruktur des Textes wird in detail analysiert und durch die Genauigkeit des Instrumentes lassen sich besonders innovative Schlüsse ziehen.

Dem gegenüber stehen der Aufwand des Verfahrens und die Möglichkeit nur kleine Ausschnitte des Interviews bearbeiten zu können (ebd. 2003: 111).

Für die Feinstrukturanalyse werden Passagen mit etwa 4 – 8 Zeilen Umfang aus dem Interview ausgewählt. Für die Auswahl bieten sich mehrere Möglichkeiten an: es kann eine zufällige Textstichprobe ebenso gezogen wie eine konkrete Wahl getroffen werden. Textstellen zu Beginn bzw. zum Ende des Interviews bieten sich gut an,

sinnvoll ist es auch eine Stelle, die wichtig für den untersuchten Themenbereich zu sein scheint zu nehmen und eine die auf den ersten Blick „unauffällig“ wirkt, um einen Gegenpol zu haben. Die bearbeitete Textstelle muss sehr genau transkribiert sein und die nachfolgenden Stellen dürfen im Vorfeld nicht bekannt sein (ebd.2003: 112f).

Die Interpretation selbst läuft in 5 Schritten ab, für die vorgeschlagen wird genügend Zeit zu veranschlagen und den Interviewer/die Interviewerin nicht mit einzubeziehen: Im ersten Schritt fasst man eine *Paraphrase* der Sequenz, die hauptsächlich die Frage nach der vordergründigen Information, also nach der inhaltlichen Ebene, in anderen Worten als die Stelle selbst, beantworten soll.

Als nächsten Schritt stellt man sich die Frage nach der *Funktion* bzw. der *Intention*, die die Äußerung für die befragte Person haben könnte. Spekulative Vermutungen sind an dieser Stelle zugelassen, allerdings nur so weit, da sie den interpretierenden Personen für sich selbst als wahrscheinlich erscheinen. Fragen wie „Worauf will die befragte Person hinweisen“ oder „Was will sie damit erreichen?“ können in dieser Phase hilfreich sein.

Der nächste Schritt umfasst den eigentlichen Kern der Analyse, nämlich die *latenten Momente*. Es geht dabei darum „möglichst viele unterschiedliche Lesarten unter Einbezug vorhandenen Kontextwissens oder theoretischen Vorwissens“ zu erarbeiten (Froschauer/Lueger 1998: 65). Ein besonderes Augenmerk soll auf die vagen Begriffe, Differenzierungen, Strukturen und sich andeutenden Umweltbeziehungen gelegt werden. Es erfolgt eine Loslösung von der Perspektive der befragten Person. Es soll auch versucht werden die Aussage in unterschiedlichen Kontexten zu betrachten und eine dahinterstehende Struktur zu entschlüsseln.

Im nächsten Schritt wird versucht *Rollenbeziehungen und -verteilungen* sowie Zuschreibungen, die aus der Sinneinheit herauszulesen sind bzw. auf die angespielt wird, offenbar zu machen.

Im letzten Schritt geht es darum *Optionen für die nächste Sinneinheit* zu erarbeiten.

Nach der Interpretation mehrerer Sinneinheiten ist eine Reflexionsphase vorgesehen, in der die bisher öfters vorkommenden Annahmen zu ersten Hypothesen verdichtet werden können (Froschauer/Lueger 2003: 114ff).

In einem weiteren Schritt werden die getrennt durchgeführten Analysen der Sequenzen zu einer durchgängigen Sinnstruktur zusammengefasst. Das Ziel ist es unter dem Aspekt der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit hinsichtlich der *„persönlichen und sozialstrukturellen Bedingungen“* (genau mein Anliegen) jene *„Bedingungen, die zur Produktion dieses Textes führen, und jene Bedeutungen, die den Sinnhorizont für Akteure in einem sozialen System abgeben und die gleichsam zwischen den Zeilen versteckt sind“* herauszufiltern. Dabei geht es um die Rekonstruktion von Regeln, derer sich die Handelnden bedienen (ebd. 2003: 120).

Da in der Feinstrukturanalyse nur einzelne Textpassagen behandelt werden und es daher etwas hochgegriffen ist, Annahmen daraus auf das ganze Interview zu übertragen, ist es ratsam diese Analyse mit einer Systemanalyse zu koppeln. Ich hab daher nach einem Auswertungszyklus von 6 Textpassagen aus 3 Interviews mit einem zweiten Auswertungszyklus begonnen, in dem ich alle Interviews mit der Systemanalyse überarbeitet habe.

Die **Systemanalyse** ist wie die Feinstrukturanalyse ebenfalls in 5 Schritten aufgebaut.

Vom Umfang her sollte als Interpretationseinheit die Abhandlung eines Themenblocks bzw. eines Gedankenganges herangezogen werden. Gerade zu Beginn der Analyse sollte dies aber nicht mehr als eine halbe Textseite beinhalten.

Das Ziel der Systemanalyse ist es die „wesentlichen Strukturmerkmale“ herauszufiltern „auf deren Basis das Zustandekommen der Aussagen sowie deren Relation zur Umwelt für die befragte Person erklärbar ist“ (Froschauer/Lueger 1998: 71). Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Komplexität und Dynamik sozialer Systeme. Speziell in Kombination mit der Feinstrukturanalyse ist die Systemanalyse für drei Forschungsbereiche besonders geeignet: „für die Untersuchung der subjektunabhängigen Prozeßstruktur sozialer Systeme, für die Analyse intern hochdifferenzierter sozialer Felder und für die extensive Präzisierung und Prüfung von Erkenntnissen im Rahmen des theoretischen Samplings“ (Froschauer/Lueger 2003: 110).

Der Ablauf der Systemanalyse ist ähnlich dem der Feinstrukturanalyse:

Die ersten beiden Schritte der Systemanalyse decken sich mit der Feinstrukturanalyse. Auch hier geht es darum zuerst in einer *Paraphrase* den Inhalt des Textteiles zusammenzufassen und danach die *Intention* der befragten Person, die sie mit dieser Aussage vermitteln will, herauszuarbeiten (Froschauer/Lueger 2003: 150ff).

Im dritten Schritt stellen die *strukturellen Bedingungen*, die zu einer solchen Aussage geführt haben können den zentralen Bestandteil dar. Hier wird auf „*persönliche Momente*“, Aussagen, die Zuschreibungen implizieren, Ablaufgesetzmäßigkeiten und Regeln und Normen eingegangen (Froschauer/Lueger 1998: 75). Besonders wird auf Auslöser geachtet, die in der Beziehung zu Umwelt liegen, die Interviewsituation selbst soll dabei aber nicht ganz aus den Augen verloren und zumindest mitgedacht werden.

Im vierten Schritt sollen die *Folgen*, die für einen *Handlungskontext* bzw. dessen *Umwelt* bei den angegebenen Strukturen und Aussagen resultieren würden, herausgearbeitet werden.

Im letzten Schritt schließlich werden *„die Effekte, die sich für ein System hinsichtlich der Aufrechterhaltung einer spezifischen Ordnung bzw. deren Dynamisierung“* ergeben in den Mittelpunkt der Analyse gestellt (Froschauer/Lueger 1998: 75).

Zusammenfassend betrachtet ist die Systemanalyse im Gegensatz zur Feinstrukturanalyse auf die Gesamtdynamik eines sozialen Systems ausgedehnt. Die dynamische Struktur, die in Schritt 1 und 2 ermittelt wurde, wird in ihren möglichen Auswirkungen auf *„das Zusammenspiel mit anderen AkteurInnen oder anderen Subsystemen“* betrachtet (Froschauer/Lueger 2003: 152). Die *„Frage nach der Funktion der einzelnen Beiträge von AkteurInnen in einem Feld für die Einheit kollektiver Aktivitäten“* ist ebenso zentral wie die *„Verbindung zwischen Totalität und Einzelheit, wobei die Einzelheiten nunmehr über die Verknüpfung mit dem Gesamtzusammenhang ihren Sinn erhalten“* (ebd. 2003: 152).

Abgesehen von den 5 Analyseschritten können noch weitere Punkte in der Systemanalyse berücksichtigt werden, die sich in folgenden Bereichen zusammenfassen lassen:

- AkteurInnen (Auflistung und Beschreibung; mit Zuschreibung)
- Themen (Bedeutung, Zuschreibung, Verhältnis von Themen und AkteurInnen)
- Einordnung der befragten Person
- Netzwerke
- Handlungs- und Systemlogik

Nach einigen Interpretationsphasen ist es ratsam bereits aufgestellte Annahmen, Hypothesen und Zusammenhänge zusammenzufassen. Die Analyse sollte nun Bezug auf zugrundeliegende Prinzipien und Handlungsregeln nehmen und nicht mehr unmittelbar am Text operieren. Auch besteht die Möglichkeit in der Endphase relevante Thesen und Forschungsfragen der Untersuchung zu berücksichtigen (Froschauer/Lueger 1998: 77).

3 Darstellung der einzelnen Ergebnisse

Nach Abschluss der Feinstruktur- und Systemanalyse bildete ich Kategorien, die ausgehend von den Daten meine Forschungsfrage beantworten sollen. In diesem Kapitel möchte ich die Ergebnisse, die sich aus der Interpretation und Auswertung meiner Interviews ergeben haben, darstellen. Ich werde dabei zweigliedrig vorgehen: einerseits werde ich auf die Faktoren eingehen, die auf das Individuum wirken und andererseits werde ich mich mit den Anforderungen an das System Katholische Kirche beschäftigen, die ein Engagement junger Menschen begünstigen können. Zwischendurch werde ich Zitate aus meinen Interviews einfließen lassen, die meine Aussagen illustrieren und dem Leser/der Leserin auch einen kleinen Einblick in mein Datenmaterial geben sollen.

3.1 Individuum

In den Köpfen der Menschen dürfte eine ganz bestimmte Vorstellung davon, wie denn Engagement in der Katholischen Kirche auszusehen hat und wie es zustande kommt, vorherrschen. Dies soll das folgende Zitat beleuchten:

„Ja für mi is des scho a erstaunlich, weil i ma am Anfang denkt hob, wenn i mi für Gott einsetzen will, dann muss ich entweder Pforrer sein oder irgendwos studieren oder den Glaubensbrief mochn, ..., aber im Prinzip moch i des wos i glernt hob und setz mi trotzdem für Gott ein. Es is eigentlich sehr vielseitig wie man sich für Gott einsetzen kann.“ (Interviewpartner, 28 Jahre)

Der Ursprung für diese Vorstellung dürfte in der Geschichte der Katholischen Kirche liegen und von der Art und Weise der Überlieferung der ersten engagierten Menschen, den Aposteln Jesu – deren Exempel par excellence Paulus mit seiner Bekehrungsgeschichte ist – ausgehen. Das Engagement in der Katholischen Kirche ist jedoch von einer ebenso großen Vielfalt geprägt wie es unterschiedliche Menschen gibt, aus denen wiederum die Kirche besteht. Was ich ausgehend von meiner Forschung allerdings bemerkt habe ist, dass es Parallelen darin gibt, wie die verschiedenen Menschen zu einem Engagement in der Katholischen Kirche kommen. Wie aus meinen Interviews hervorgegangen ist, gibt es eine Art Reihenfolge, die in das System Katholische Kirche einbindet. Über die Initiierung dieser Reihenfolge beziehungsweise über den konkreten Hergang sind sich meine InterviewpartnerInnen

aber nicht sicher und empfinden es als schwierig eine Frage danach zu beantworten. Dies legt nahe davon auszugehen – wie es auch meine Ausführungen in weiterer Folge darstellen werden – dass es nicht „DEN“ Grund für Engagement in der Katholischen Kirche gibt, sondern dass sich Engagementbereitschaft aus mehreren Faktoren wie ein Puzzle zusammensetzt. Daher möchte ich nun, eingehend auf diese Tatsache, den Weg zum Engagement eines jungen Menschen für die Katholische Kirche, der aus vielen einzelnen Schritten besteht, nachzeichnen:



3.1.1 Umfeldeinflüsse

„Das soziale Netzwerk, in dem das Individuum lebt, bestimmt zu einem großen Teil mit darüber, welche Handlungsspielräume einer Person zur Verfügung stehen und auf welche Art sie in die soziale Struktur eingebettet ist bzw. von dieser bejaht und dadurch verstärkt wird“ (Kolland 2007: 205).

Es kann zuallererst einmal festgestellt werden, dass eine Vielzahl von Umwelteinflüssen auf das Individuum wirken, die generell die Lebens- und Sozialisationsbedingungen betreffen. Im Falle meiner Interviews handelte es sich dabei um Einflüsse wie Schule, Studium oder Arbeit und dadurch beschränkte zeitliche Ressourcen aber auch Faktoren wie das Alter, die die Engagementmöglichkeiten limitieren. In anderen Worten: Das Individuum sieht sich Gegebenheiten gegenüber, die es nicht unbedingt selbst geschaffen hat, mit denen es sich aber arrangieren muss und in denen es sein Leben derart gestalten muss, dass es selbst es als passend empfindet. Diese Gegebenheiten finden sich auf unterschiedlichen Ebenen wieder. Eine solche Unterteilung hat auch Parsons in seiner Systemtheorie geschaffen, in der er die Gesellschaft als Handlungssystem bezeichnet und in Kultursystem, Sozialsystem, Persönlichkeitssystem und Organismus trennt (Richter 2001: 125). Bei meinen Ausführungen beziehe ich mich allerdings nur auf die ersten drei Ebenen und beginne damit, in welcher Umgebung, in welcher Kultur das Individuum geboren wird.

Aus meiner Literaturrecherche hat sich ergeben, dass es wichtig ist den Einfluss des Kultursystems und der Gesellschaft auf das (religiöse) Engagement zu beachten. Dazu gehört die Einstellung der Gesellschaft gegenüber Engagement sowie die Möglichkeit Engagement in einem selbst gewählten Bereich auszuüben. Denn *„Gesellschaft schafft die Bedingungen dafür, daß Menschen überhaupt handeln; und dafür, daß sie so handeln, wie sie handeln. Ohne irgendeine Gesellschaft wäre kein menschliches Handeln möglich“* (Luckmann 1992: 94). Die erste gesellschaftliche Bedingung für Handeln ist die Vergesellschaftung des Menschen. Diese Bedingung bezieht sich im Allgemeinen auf das Handlungsrepertoire eines Menschen, das im

wesentlichem dem gesellschaftlichen entnommen sein muss, und geschichtlich ist.
[kulturelle /gesellschaftliche Ebene]

Hier hinein spielt auch die Tradition, derer sich die Kirche in besonderer Art und Weise bedienen kann, da sie über eine lange und kulturell gut verankerte Geschichte verfügt. So werden auf Grund ihrer Traditionen und Rituale auch äußere Rahmenbedingungen, die das Engagement stützen, geschaffen. Ein Beispiel dafür wäre der Eintritt in den MinistrantInnendienst nach der Erstkommunion. Die Erstkommunion ist nicht nur ein Sakrament der Katholischen Kirche sondern gehört auch zum österreichischen Brauchtum. Dabei spielt die Überlieferung „es ist so üblich, so läuft es ab, das gehört einfach dazu“ als Unterstützung für den Einstieg ins Engagement eine nicht unbedeutende Rolle.

Diese erste Ebene erhält ihre volle Bedeutung aber nur in Kombination mit der nächsten Ebene.

Menschen werden in eine Gesellschaft sozialisiert und lernen so zu handeln, wie es in dieser Gesellschaft und dieser Epoche als selbstverständlich betrachtet wird.

Dabei haben sie es jedoch nicht mit Abstraktionen, sondern mit konkreten Handlungen von ihren Mitmenschen zu tun. Diese geben moralische, ästhetische und praktische Bewertungsmaßstäbe weiter und erteilen so „Handlungsunterricht“ (Luckmann 1992: 97). Daher spielt es auch eine große Rolle, ob die Eltern (oder das nähere Umfeld) engagiert sind [familiäre Ebene].

3.1.2 Mitmenschen

„Gesellschaft ist und war immer -...- ein konkreter Handlungszusammenhang von Mitmenschen. ... Nicht nur die Handlungen bekannter und unbekannter Zeitgenossen, sondern auch die Taten und Untaten langer Ketten von Vorfahren haben die Welt zu dem gemacht, was sie jetzt für uns ist“ (Luckmann 1992: 4).

Auch Mitmenschen können einen wesentlichen Beitrag zur Engagementbereitschaft Jugendlicher und junger Erwachsener leisten. Zum einen ist dies in der Form von Vorbildern möglich, die selbst engagiert sind und somit einen Baustein für das Engagement dieser jungen Menschen legen. So meinte ein Interviewpartner:

„... hat er mir sehr viel gholfen, ... und hat ma ganz einfach von Jesus erzählt. Und mir hat das ... sehr imponiert, dass a erwachsener Mann an Gott glaubt und dass si der dafür einsetzt...“ (Interviewpartner, 28 Jahre)

Vorbilder stellen in der Katholischen Kirche insgesamt einen wesentlichen Bestandteil dar und sind in den unterschiedlichsten Varianten möglich. So können es wie in meinen Interviews erwähnt nahe Bekannte, ältere Geschwister, Eltern oder FreundInnen sein. Wie im oberen Zitat von Thomas Luckmann angesprochen, müssen diese Vorbilder oder wie er es nennt „Zeitgenossen“ und „Mitmenschen“ nicht bekannt oder in unmittelbarer Nähe sein, sondern es kann sich auch um Vorfahren handeln. Im Falle der Katholischen Kirche sind dies Heilige, die den Gläubigen den Weg weisen sollen. Dafür ist in der Katholischen Kirche ein großer Fundus an Geschichten modellhaft lebender Menschen vorhanden, der durch die Heiligenverehrung den Fortbestand von Lebenszeugnissen auch nach dem Tod der einzelnen Personen garantieren soll. Denn – so Jacobs – *„pastorales Handeln ist ohne die Begegnung mit Einzelpersonen als ZeugInnen des Glaubens nicht möglich“* (ebd. 2007: 131). Schon Jesus war ein solcher Zeuge, an dem sich eine Vielzahl von Menschen ausgerichtet hat; sein Beispiel des Vorlebens ist bis heute gültig. Jede Religion braucht solche ZeugInnen, die einen Einfluss *„auf das Leben ihrer SchülerInnen“* haben können, *„der ins Grenzenlose steigerbar ist“* (ebd. 2007: 132; vgl. Weber 1988 und Hassan 1993). Damit lässt sich erklären, wieso kirchliche Persönlichkeiten wie der Papst auch bei Jugendliche und junge Menschen eine

enorme Wirkung erzielen kann: Auch unter heutigen Bedingungen suchen Menschen „Autoritäten des Lebens“, die durch Geradlinigkeit, Kompromisslosigkeit und das standhafte und klare Vertreten der gewählten Position punkten können (Jacobs 2007: 130).¹

Es kann sich hier aber auch um sogenannte Vermittlungs- oder Ansprechpersonen handeln, die – wie ich später noch erwähnen werde – eine Einladung aussprechen und für die Jugendlichen als konkrete Kontaktperson in der Katholischen Kirche in unmittelbarer Nähe fungieren.

Schließlich besteht auch die Möglichkeit, dass die (geistlichen) Leiter der Kirche, also Priester/Pfarrer oder aber auch JugendleiterInnen oder PastoralassistentInnen einen Anziehungspunkt für die jungen Menschen darstellen und sie sich aus diesem Grund für eine Engagement in der Katholischen Kirche interessieren/entscheiden.

„...und wir hom dann an jungen Pforrer kriagt, ...und der hots hoit a irgendwie verstanden die Jugendarbeit gedeihlich weiterleben zu lassen und a uns Ministranten a sehr gut eingebunden hat...“ (Interviewpartner, 25 Jahre)

Mitmenschen, die Art und Weise wie sie auf spätere Engagierte wirken und mit ihnen umgehen, wie sie sich selbst, ihren Zugang zur Katholischen Kirche und die Möglichkeit des Engagements für „Neulinge“ präsentieren, haben eine entscheidende Funktion für das Gelingen oder Misserfolg der Eingliederung derer in das kirchliche Engagement. Oder wie Blumer in seinen ersten beiden Prämissen des Symbolischen Interaktionismus sagt: *„1. Menschen handeln Dingen gegenüber auf Grund der Bedeutung, die diese Dinge für sie haben 2. Diese Bedeutung entsteht in einem Interaktionsprozess“* (Blumer 1973).

Mit anderen Worten: Gelingt es bereits kirchlich Engagierten eine gewisse Bedeutung der Kirche und des Glaubens, des Engagements oder auch ihrer selbst in der Interaktion an ihr Gegenüber zu vermitteln, kann eine Übersprunghandlung zu eigenem Engagement (oder zu Beginn einmal zu einer Integration) erfolgen. Somit sind Mitmenschen nicht die letzte, wohl aber eine entscheidende Instanz für das eigene Handeln (Luckmann 1992: 37).

¹ vgl. auch http://www.feuerflamme.de/katalog/news_show.php?select=news&show=933

3.1.3 Personeneigenschaften

Mindestens ebenso wichtig, ist die dritte Ebene, die ich für meine Ausführungen heranziehe und bei der es darum geht, ob das Individuum über die notwendigen Ressourcen und Eigenschaften für das Engagement verfügt [individuelle Ebene].

Hier möchte ich Ressourcen/Eigenschaften unterschiedlicher Beeinflussungen unterscheiden. Denn auch dieser Aspekt ist wie der vorherige von der Gesellschaft als dem übergeordneten System beeinflusst. So beginne ich mit den zwei Faktoren Alter und Geschlecht. Natürlich zählen Alter und Geschlecht zu der Person zugehörigen Eigenschaften, allerdings werden Limitierung dieser Eigenschaften und daraus folgende Ausschlussmöglichkeiten weniger von der Person als vom übergeordneten System gesteuert. Die betreffende Person selbst kann hier keine Beeinflussung darstellen. Ein Beispiel um dies besser zu illustrieren: Noch vor knapp 20 Jahren war es in der Katholischen Kirche so, dass Mädchen nicht als Ministrantinnen fungieren durften. Selbst wenn also ein Mädchen über alle Eigenschaften, die für einen Ministranten notwendig sind, verfügt hätte und auch der Wille und der Wunsch vorhanden gewesen wäre, hätte es trotzdem auf Grund der Systemrestriktionen keine Möglichkeit gehabt, Ministrantin zu werden.

In jedem Fall wirkt das Umfeld auf die Entscheidungen des Individuums. Oder anders ausgedrückt: kulturelle, historische und sozialstrukturelle Kräfte haben wichtige Konsequenzen für die individuelle Entwicklung und ebenso gibt es eine Verbindung zwischen individuellen Lebenslagen und familiärem Verhalten (Bengtson/Allen 1993: 474).

Natürlich ist dies nicht ausschließlich so: in jeder Handlung spielt auch der Wille der Person und das Interesse, das diese am (Weiterbestehen des) System(s) hat eine entscheidende Rolle. So kann das Individuum nie unabhängig von den gesellschaftlichen Gegebenheiten gesehen werden, umgekehrt dürfen die gesellschaftlichen Bedingungen aber nicht überbewertet werden, da dem Individuum schon eine eigenständige Handlungsweise zugestanden wird.

Neben dem Willen sollte das Individuum auch noch über andere Eigenschaften verfügen, die es zu einem prädestinierten Engagierten machen können: Laut meinen Ergebnissen gehören dazu Kreativität und Offenheit und Mut etwas auszuprobieren,

das unter Umständen neu (im Sinne von nie getan, anders als erwartet, anders als bisher) sein kann.

Offenheit meint in diesem Zusammenhang eine Eigenschaft der Person in Bezug auf die Herangehensweise an Neues oder Unbekanntes. Das Individuum sollte keine Vorurteile (gegenüber der Katholischen Kirche und ihren Mitgliedern im speziellen Fall) haben und gewillt sein sich Aktivitäten und Angebote anzusehen bzw. auch sich selbst einzubinden. Außerdem sollte es auch mit anderen Menschen ins Gespräch kommen, also über einen offenen Charakter gegenüber der Welt verfügen. Diese Offenheit ist ein wesentliches Stück für die Vervollständigung des Engagierten-Puzzles, kann aber stark von einem Aspekt beeinflusst werden, den ich nun näher beleuchten möchte:

3.1.4 Frühere Erfahrungen – persönliche Erlebnisse

Ob Offenheit für die Katholische Kirche, ihre Angebote und Aktivitäten und auch ein eigenes Engagement vorhanden ist, hängt in großem Maße davon ab, welche Erfahrungen in Bezug auf die Katholische Kirche von den Individuen gemacht wurden. Denn Glaube bedarf *„der Erfahrung durch Begegnungen“* (Jacobs 2007: 135). Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die ich interviewt habe, waren schon sehr früh in Kontakt mit der Katholischen Kirche und ihren Angeboten beziehungsweise Vertretern, sei dies durch Kindergarten und Schule oder Pfarrgruppen und hatten so die Möglichkeit eine persönliche Beziehung zur Katholischen Kirche und ihren Angeboten herzustellen.

„Also das war für mich auch was ganz normal, weil irgendwie weiß nicht andere Leute die eine Klosterschwester sehen, das is irgendwie noch ein bissl besonders oder seltsam oder wie auch immer aber für mich waren das halt meine Kindergartentanten und meine Volksschullehrerinnen“ (Interviewpartnerin, 27 Jahre).

Oder sie berichteten auch über die Weitergabe des Glaubens durch ihre Eltern. Beide Aspekte sprechen die Punkte der Sozialisation an, die ich vorher schon erwähnt habe. Wichtig ist in jedem Fall, dass Erfahrungen, die man in der Vergangenheit gemacht hat, Einfluss auf spätere Handlungen haben. Erfahrungen in der Vergangenheit entwickeln sich also zu einem prägenden Faktor für die Zukunft. Um mit der Offenheit der Menschen (dabei kann es sich um eine negative/keine als auch um positive/große oder auf dem Intervall zwischen diesen beiden Polen gelagerte Offenheit handeln) konstruktiv umgehen zu können geht es einerseits darum Menschen mit ihrer Geschichte zu betrachten (um so den Grad ihrer Offenheit verstehen zu können) und andererseits möglichst früh einen Zugang zu den Menschen zu schaffen um (Sichtweise des Systems Katholische Kirche, wenn es Erfolg haben möchte) bei ihnen Offenheit für die Katholische Kirche zu erreichen. (Gesetzt den Fall, dass mit Beginn des Lebens eine neutrale Einstellung gegenüber den Dingen der Welt vorhanden ist.) Denn die Offenheit der Menschen, die laut meinen Ergebnissen in engen Zusammenhang mit den gemachten Erfahrungen steht, ist für eine Annäherung an die Katholische Kirche, die ich im nächsten Punkt behandeln werde, von Bedeutung.

3.1.5 Einladung

Der nächste wichtige Schritt in Richtung Engagement lässt sich unter dem Stichwort „Einladung“ zusammenfassen.

„...i habs vorher net kennt,..., und dann hobens mi gfrogt, ob i mitfahren mecht nach Medugorje über Silvester“ (Interviewpartner, 28 Jahre)

Sich von selbst für ein Engagement oder das Mitwirken in einem Feld zur Verfügung zu stellen, bedeutet mehr die Ausnahme als die Regel. Generell ist es so, dass es wichtig ist einen Einstieg zu (Aktivitäten) der Katholischen Kirche zu schaffen um sich darin betätigen zu wollen. Der Einstieg öffnet sozusagen die Türe zu einem „neuen“ Feld. Weitere Möglichkeiten sich einzubringen oder aktiv am Glaubensleben teilzunehmen, ergeben sich aus diesem Einstieg. Der Einstieg ist ein erstes Hineinschnuppern in dieses Feld, das möglicherweise für den Eingeladenen noch relativ neu ist und stellt in erster Linie kein eigenes Engagiert sein sondern ein Erleben, Erfahren und Konsumieren in den Vordergrund. Der Eingeladene wird also nicht als „Arbeiter“ sondern als „Mitglied“ ins Feld geholt. Dabei ist auch festzuhalten, dass am Beginn noch keine weiteren Aktivitäten geplant sind, sondern sich diese aus dem „Ankerpunkt“ ergeben. Beim Ankerpunkt kann es sich um eine Gruppe handeln, mit der man sich in Zukunft trifft oder eine Veranstaltung, die man regelmäßig besucht. Jedenfalls bieten diese Ankerpunkte Gemeinschaften, die *„zur Einwurzelung und Beheimatung des einzelnen in der Gemeinde und in der Kirche“*¹ beitragen.

Es ist auch interessant zu bemerken, wie Jugendliche und junge Erwachsene zu diesem Einstieg an den „Ankerpunkt“ gelangen. Meist ist es so, dass die Einladung von einer bereits involvierten Person ausgeht. Natürlich kann es auch sein, dass das „neue Mitglied“ die Einladung in Form eines Plakates, eines Briefes oder einer Verlautbarung bekommen hat. Am effektivsten (alle meine InterviewpartnerInnen kamen über eine solche Einladung zu einem „Ankerpunkt“) hat sich aber die persönliche Einladung erwiesen. Dies bedeutet, dass von Seiten des Systems Katholische Kirche ein sehr hohes Engagement gefragt ist auf Außenstehende zuzugehen. Das besondere an der Einladung stellt vor allem das Aussprechen dieser in Kombination mit der gegebenen Freiheit dar. In meinen Interviews kam besonders

¹ vgl. dazu Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1976): Beschlüsse der Vollversammlung, Beschluß: Dienste und Ämter 2.3.3

dieser Faktor heraus, dass die Möglichkeit der Aktivität mit dem Einräumen der Ablehnung dieser Einladung gepaart war. Etwas ausprobieren und gegebenenfalls wieder aussteigen zu können, sollte es nicht gefallen oder entsprechen, dürfte den Angesprochenen eine gewisse Sicherheit geben. Durch das Möglichmachen des Aussteigens, dürfte die Annahme der Einladung wahrscheinlicher werden. Oder wie Jacobs (ebd. 2007: 166) es ausdrückt: „ *Es zeugt von der größeren Freiheit der Kinder Gottes, wenn in den Pfarreien Menschen auch ohne neue Verbindlichkeiten in den Glauben hineinwachsen dürfen.*“ Denn wo die Verbindlichkeitsansprüche zur Forderung werden, verlieren sie (vgl. Nunner-Winkler 1992: 270).

Gerade das Annehmen der Einladung ist – aus der Sicht des Systems Katholische Kirche betrachtet – ein besonders wichtiger Bestandteil für eine nachfolgende Aktivität. Denn erst wenn ein Kennen lernen und Vertraut werden mit den Angeboten und Möglichkeiten der Katholischen Kirche gegeben ist, wird eine positive Eingliederung wahrscheinlicher erfüllt.

Einhergehend mit der Einladung ist auch die attraktive Gestaltung der Örtlichkeiten an denen die Kirche der Welt begegnet. Im Blickfeld ist hier neben dem Religionsunterricht und den Medien auch der Umgang mit den Sakramenten. Bei dieser Gestaltung geht es vor allem darum eine Brücke zwischen Kirche und Welt zu bauen; für diese Aufgabe werden – wie auch ich es erklärt habe – dialogfähige Christen benötigt (Polak 2006:304).

Die bisher genannten Punkte lassen sich unter den Begriffen Sozialisation, biographischer Grundstock und Verständnis der Katholischen Kirche für die Einbindung Ehrenamtlicher zusammenfassen. Sie stellen den Grundstein für das Engagement dar. Sie führen dazu, dass sich Jugendliche und jungen Erwachsenen erstmalig der Katholischen Kirche nähern und bereit sind bei Aktivitäten von dieser mitzumachen. Zuordnen lassen sich diese Punkte der Sozialisationstheorie, die ihren Beginn bei Mead hat, wie ich im Resümee noch aufzeigen werde. Dieser Phase des „ersten Kennenlernens“, in denen die betreffende Person selbst eher passiv mitwirkt, folgt nun die Phase des „funktionellen Abwägens“. In dieser Phase geht es für Jugendliche und jungen Erwachsenen darum, neben einem ersten „guten“ Eindruck Aspekte herauszusuchen, die sie überzeugen sich gerade für (ein Engagement für) die Katholische Kirche und nicht für ein beliebiges anderes System zu entscheiden.

Die nun folgenden Punkte lassen sich den Motivationskomponenten des Handelns zuweisen, die beispielsweise Badelt behandelt. Auch darauf komme ich im Zuge meines Resümees zu sprechen.

3.1.6 Alltagsrelevanz

„Kirche ist ein Ort zum Kraft tanken, der Ruhe, der Stille, wo man mal abschalten kann vom Alltag“ (Interviewpartnerin, 18 Jahre)

Unter den Punkt des funktionellen Abwägens fallen die Alltagsrelevanz des Engagements beziehungsweise der Tätigkeit und das Dazupassen zum eigenen Leben. Dies stellte auch schon Wendt fest, wenn er schreibt, dass Engagement über den Motivkreis des ICH-Bezugs verfügt, was so viel bedeutet, wie neue Bekanntschaften machen zu wollen, sich mit seinen persönlichen Fähigkeiten einbringen und entfalten zu können, eigenen Interessen nachzugehen und Abwechslung zu haben, Anerkennung zu erhalten oder mit seinen eigenen Problemen besser fertig zu werden (Wendt 1996: 132f). Auch die Shellstudie spricht davon, dass es für Jugendliche wichtig ist sich in dem Bereich selbst wiederzufinden und davon profitieren zu können (Vondrasek 2003: 103). Diese Relevanz kann sich auf unterschiedliche Art und Weise zeigen und hängt stark von der Persönlichkeit der engagierten Person und dem was sie von dem Engagement bzw. der Katholischen Kirche als Gesamtes erwartet, ab. So kann es sein, dass eine Person eine Beschäftigung für die Freizeit sucht und kein anderes Betätigungsfeld finden kann, dass jemand gerne seine Fähigkeiten einsetzen möchte, sich aber mit den Werten anderer Vereine nicht identifizieren kann oder dass das Engagement oder die Tätigkeit der Katholischen Kirche im Alltag bei den tagtäglichen Problemen hilft – so meine InterviewpartnerInnen – und wichtige Ressourcen zum Umgang mit diesen zur Verfügung stellt. Oder wie Paul M. Zulehner sagt: *„...religiöses bzw. spirituelles Leben“* braucht *„auch konkrete und verlässliche Orte sowie Menschen. Eine offene Kirche kann solche Orte anbieten. Sie kann auch heute noch (...) die „erste“ Adresse spirituell Suchender werden“* (Polak 2006: 260).

Empirisch nachgewiesen ist, dass die von der Kirche vertretenen Werte beziehungsweise das kirchliche Milieu einen positiven Einfluss auf das Leben der

Menschen hat und ein Lebensgefühl fördert, das heutige Menschen mit Zufriedenheit und Glück verbinden (Jacobs 2007: 55). So haben Jugendliche, die im kirchlichen Umfeld aufwachsen, vermehrt den Eindruck von ihren Eltern genug Liebe zu bekommen (vgl. Schmidtchen 1992: 69f), sie sind einer geringeren Belastung durch Wertekonflikt mit der älteren Generation ausgesetzt und weisen weniger Brüche in der Lebensgeschichte auf, verglichen mit ihren Altersgenossen (ebd. 1992: 172). Auch stiftet die Religion Lebenssinn, hilft beim Aufbau stabiler kleiner Lebenswelten wie beispielsweise der Ehe und schafft Solidaritätsfähigkeit. Dies müsste nach Jacobs ausreichen *„unreligiösen Menschen eine gläubige Lebensgestaltung attraktiv erscheinen zu lassen“*. Leider sprechen gläubige Christen, die dies schon erlebt haben, nicht offen genug darüber (Jacobs 2007: 56f).

Ein sehr starker Aspekt, den ich auch in meinen Interviews gefunden habe, ist die Bedeutung der Gemeinschaft und eines vorhandenen Netzwerkes.

3.1.7 Gemeinschaft

Suchende Menschen brauchen „*Orte, an denen sich Menschen die Geschichte ihres Lebens erzählen und miteinander deuten; Orte, wo Menschen diese ihre Geschichten in ein größeres Ganzes einbetten können; Orte der Desillusionierung*“ ihrer Götzen und Religionssubstitute; „*Orte, wo die Geschichten der Menschen in Handlung übersetzt werden können; Orte wo man miteinander einfach da ist und Orte, wo man miteinander Feste feiert, wo man miteinander beten, loben und preisen lernt*“ (Polak 2006: 298f). Ein solcher Ort kann eine Gemeinschaft in der Katholischen Kirche sein.

Der Punkt Gemeinschaft kann in zwei Unterpunkte geteilt werden: Gemeinschaft im eigentlichen Sinne und Gemeinschaft als Netzwerk.

Eine Gemeinschaft hat vieles zu bieten: In der Gemeinschaft kommt man mit vielen unterschiedlichen Menschen zusammen, man kann sich Vorbilder oder Muster suchen, die einem gefallen und für sich und sein eigenes Leben anpassen. In der Gemeinschaft, oder wie man es auch bezeichnen kann, in der Gruppe, kann man Neues lernen und seinen eigenen Horizont erweitern. Auch bekommt man in einer Gruppe Selbstbestätigung und kann Gemeinschaft erleben, das heißt man fühlt sich anderen Menschen zugehörig und nicht mehr alleine. Dies kann die einzelne Persönlichkeit stärken und Handlungsposition verändern. Beispiele dafür finden sich auch in der Gruppenpsychologie (vgl. Nijstadt/van Knippenberg): So wird etwa in Anlehnung an die Evolutionstheorie Darwins der adaptive Wert der Gruppenbildung betont. Baumeister und Leary setzen dies im Zugehörigkeitsbedürfnis, das sie jedem Menschen universell zuschreiben und das sich im Aufbau und der Aufrechterhaltung positiver, starker und stabiler Beziehungen zeigt, fort. Auch empirische Befunden weisen darauf hin, „*dass die Tendenz zur Gruppenbildung über alle Kulturen und Situationen hin zu finden ist*“ (Nijstadt/van Knippenberg: 412). Ebenso zu diesem Aspekt passend ist Festingers Theorie des sozialen Vergleichs, der davon ausgeht, dass „*Menschen eine zutreffende Sicht der Welt haben wollen*“ (ebd: 412), die sie durch die Überprüfung an der Gruppe erhalten können. Auch kann Gruppenzugehörigkeit identitätsstiftend sein und Verhaltensrichtlinien, Sinnstiftung und Unsicherheitsreduktion liefern (ebd.: 412). Darüber hinaus bietet sich auch die

Möglichkeit Freundschaften zu schließen. Diese Aspekte treffen auf alle Gruppen und Gemeinschaften zu. *„Menschen sind soziale Wesen und suchen generell Gemeinschaften“* (Jacobs 2007: 97). Gemeinschaft aus katholischer Sicht ist aber noch um einen Punkt reicher:

„ Ein Christ allein ist kein Christ.“¹ (Kardinal Franz König) Denn *„ohne Glaubensgemeinschaft schwindet die Lebenskraft des Glaubens“*. Im Umfeld von Glaubensgemeinschaften findet sich die höchste Zahl von Menschen mit lebensbezogener Religiosität (Jacobs 2006:52).

So betonten meine InterviewpartnerInnen, dass gerade die Gemeinschaft ein ganz besonderer Teil der Katholischen Kirche sei, der in dieser Art und Weise sonst nirgendwo zu finden ist.

„Ja und grad das gemeinschaftliche is denk ich ma is ein großer Bestandteil oder ein Hauptbestandteil von Kirche überhaupt, einfach Gemeinschaft zu erleben.“

(Interviewpartnerin, 27 Jahre)

Dadurch, dass heute ein sehr großes Angebot an Aktivitätsmöglichkeiten – auch schon für kleine Kinder – gegeben ist, findet sich der einzelne in einer Vielzahl von Freizeitangeboten wieder. Kontaktmöglichkeiten sind in einer ebenso breiten Palette vorhanden, doch selbst in der Arbeit kommt man nicht mit so vielen Menschen zusammen wie in der Kirche.

„ Kirche is ein Ort der Begegnung, mit Menschen von jung bis alt.“

(Interviewpartnerin, 18 Jahre)

In der Katholischen Kirche finden sich Menschen von 0 – 99 Jahren, die alle aus demselben Grund hier sind, nämlich um ihren Glauben zu leben. Ein Mensch fängt mit seinem Glauben alleine nicht viel an, Sinn und Nutzen findet er darin erst mit anderen gemeinsam: Denn *„wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“*(Die Heilige Schrift: Matthäus 18,20). Auch ist der Austausch über den Glauben nur in der Gruppe möglich: Unsicherheiten können leichter überwunden und Bestätigung kann gegeben werden. Genauso ist es aber auch einfach Ideen zu kreieren oder umzusetzen, wenn man auf ein größeres Ressourcenpotential (an Menschen und Fähigkeiten) zurückgreifen kann.

¹ <http://stephanscom.at/news/articles/2003/10/28/a4027/>

Um mit der Gemeinschaft Erfolg zu haben ist es für den einzelnen ganz besonders wichtig sich wohl zu fühlen, das Gefühl zu haben dazu zupassen, sich mit seiner gesamten Person aber auch seinen speziellen Fähigkeiten einbringen zu können und ein positives Miteinander zu erleben.

Nun gibt es aber auch einen zweiten Unterpunkt von Gemeinschaft, der die Gemeinschaft als Netzwerk betrifft. Ein Netzwerk ist vor allem für den Kommunikations- und Informationsfluss von großer Bedeutung. Ein solches ist dienlich wenn es darum geht, Termine und Aktivitäten aber auch Erfahrungen weiterzugeben oder darüber Bescheid zu wissen, in welchem Bereich ein neuer Engagierter gebraucht werden oder sich einsetzen kann. Dieser Aspekt ist für den einzelnen sehr hilfreich, wird aber zu einem großen Teil vom übergeordneten System Katholische Kirche gesteuert (dementsprechend kurz ist die Beschäftigung damit im Bereich des „Individuums“).

3.1.8 Religiöse Überzeugung – Weltanschauung

Entscheidend für ein Engagement in der Katholischen Kirche ist auch die eigene Überzeugung. Dabei geht es darum, dass man selbst Interesse an dem Feld hat in dem man sich engagiert, dass man seine Persönlichkeit einfließen lassen kann. Es geht darum, mit seinen persönlichen Präferenzen, Überzeugungen und Erfahrungen, die man in seinem eigenen Leben gemacht hat, hinter seiner Tätigkeit zu stehen. Wenn das eigene Herz hinter der Tätigkeit steht, so ist die Möglichkeit gegeben auch andere Menschen für diese gewinnen zu wollen und sich aus diesem Grund zu engagieren. Meist spielt dabei auch das Gefühl etwas Wichtiges weitergeben zu können eine entscheidende Rolle.

Unter diesen Aspekt fällt auch besonders das Engagement aus dem Glauben an Gott heraus. In diesem Fall ist Gott, den die Jugendlichen und jungen Menschen als wichtigen Bestandteil ihres Lebens ansehen, der Motor für ihr Engagement. Dieser führt ihn dann in die Gemeinschaft, die – wie oben schon erläutert wurde - eng mit dem Glauben verbunden ist und in einer Wechselwirkung steht.

„Was bedeuten unsere Aufgaben für uns? Den Platz einzunehmen von dem ich denke, dass Gott mich dort haben will. (Interviewpartnerin, 27 Jahre)

„Am Reich Gottes mitzuarbeiten, aufzubauen, zum Durchbruch zu verhelfen.“ (Interviewpartner, 21 Jahre)

Gläubige Menschen sehen in ihrem Engagement einen Auftrag, den sie erfüllen sollen und auch wollen. In diesem Zusammenhang ist es auch angebracht von der Berufung der einzelnen Individuen zu sprechen. Es wird davon ausgegangen, dass Gott für jeden einen bestimmten Platz und eine bestimmte Aufgaben ausersehen hat.

In diesem Unterpunkt möchte ich aber auch darauf hinweisen, dass ich in meinen Interviews keinen Hinweis darauf gefunden habe, dass dieser Motivator von Engagement im kirchlichen Bereich zwingend und von Beginn des Engagements an vorhanden sein muss. Vielmehr habe ich festgestellt, dass Engagement junger Menschen in der Katholischen Kirche oftmals einsetzt, ohne dass eine „feste“ Gottesbeziehung besteht. Diese kann sich aber im Zuge und mit dem Engagement entwickeln oder verstärken. Vorhanden ist aber der Glaube an Gott – der laut Österreichischer Jugendwertestudie auch bei 70% der Jugendlichen gegeben ist.

3.1.9 Die Entscheidung

„Und das war dann der nächste Punkt von den relevanten Entscheidungen,... das wir beide gesagt haben: ok, wir wollen, dass das weitergeht und wir übernehmen dann halt die Leitungsverantwortung..." (Interviewpartnerin, 27 Jahre)

Findet sich im Leben eines Jugendlichen oder jungen Erwachsenen eine Grundlage, die sich aus eigenen Erfahrungen, Umfeld- und Persönlichkeitsfaktoren zusammensetzt und können die Jugendlichen oder jungen Erwachsenen eine Relevanz für ihren Alltag erkennen, so sind die Weichen für ein Engagement in der Katholischen Kirche gelegt. Schließlich kommt aber auch ganz klar heraus, dass Engagement und Tätigkeit in der Katholischen Kirche einer Entscheidung bedarf. Regina Polak spricht in diesem Zusammenhang von dem *„Ausdruck religiöser Freiheit“*. Es kommt dabei zu einem Wandel von *„Gewohnheits- zu Entscheidungsglauben“*, *„zur Kirche werden in Zukunft jene gehören, die ihre Berufung durch Gott im eigenen Leben erfahren, reflektiert und sich für ein gläubiges und kirchliches Leben freiwillig entschieden haben“* (Polak 2006: 258). Diese Entscheidung muss vom Individuum getroffen werden und ist auch deshalb so wichtig, weil sie Einfluss auf den Status beziehungsweise das Statusgefühl des Individuums hat. Ist man zu Beginn seines „kirchlichen Lebenslaufs“ noch ein „Outsider“ beziehungsweise ein Gast, so bekommt man nach der Entscheidung dazuzugehören den Status eines Mitglieds zugeschrieben. Dieser wiederum ist für das Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl des/der Einzelnen ganz besonders wichtig. Übernimmt das Mitglied später eine Leitungsfunktion innerhalb der Katholischen Kirche bekommt die Entscheidung noch einmal eine spezifischere Bedeutung: Vom Mitglied oder inoffiziellen/r Leiter/in wird man zum/zur offiziellen Leiter/in. Diese Entscheidung des Individuums wird durch die Bestellung eines/einer Vorgängers/in oder einer dafür befähigten Person beziehungsweise durch Wahl unterstützt und in ihrem Wert noch deutlicher hervorgehoben: die Akzeptanz und Funktion des neuen Leiters/der neuen Leiterin wird so unterstrichen. Diese Auswirkungen kann eine Entscheidung nach außen hin haben. Nach innen – also für die neue Führungsperson selbst – zeigen sich die Auswirkungen weniger offensichtlich, sie sind eher als Statusgefühl zu beschreiben aber von ebenso

gewichtiger Bedeutung. Dazu möchte ich einen Vergleich bemühen: Habe ich all meine Lehrveranstaltungen und Prüfungen absolviert, meine Abschlussarbeit geschrieben, abgegeben und verteidigt, so habe ich mein Studium eigentlich beendet und bin ein/e Absolvent/in. Wenn ich nach der Überreichung des Zeugnisses offiziell meinen Titel tragen darf, werde ich mich „richtig komplett“ fühlen. Ebenso ist es auch mit einem Leiter/einer Leiterin, der vielleicht schon länger die Fäden der Gruppe in der Hand hält, offiziell als Leiter/in bestellt, ist die Lage trotzdem anders.

Nun habe ich über die Entscheidung und ihre Funktion für das Individuum und die Gruppe geschrieben, von Bedeutung ist aber auch anzumerken, dass sich der Weg zur Entscheidung, der Entscheidungsprozess unterschiedlich gestalten kann. In jedem Fall ist die Entscheidung für ein Engagement etwas, das Zeit braucht um sich zu entwickeln, also in einem Prozess abläuft. Die Entscheidung muss auch nicht in einem von statten gehen, sondern kann unter Umständen aus einzelnen Sequenzen bestehen und von Auszeiten unterbrochen werden.

Thomas Luckmann (Luckmann 1992: 75ff) verwendet für Entscheidung den Begriff „Entschluss“ und meint damit einen „*Willensakt*“, der sich im „*Überschreiten der Schwelle zwischen Entwurf und eigentlichem Handeln*“ zeigt (ebd. 1992: 75). Ein Entwurf oder „*als das modo futuri exacti phantasierte Ziel des Handelns*“ (ebd. 1992: 63) wie es Luckmann mit Rückgriff auf Schütz nennt, ist im Gegensatz zum Entschluss noch nichts Unwiderrufliches, sondern nur ein Denktakt. Für das Übertreten der Schwelle ist allerdings nicht nur der Wille, sondern auch Zeit notwendig, deren Länge sehr unterschiedlich sein kann. Dabei steht fest: Je größer die Zeitspanne ist, desto mehr verändern sich auch die Bedingungen für den Entschluss.

Für die Überschreitung der Schwelle gibt es – wie vorhin schon erwähnt – verschieden Art und Weisen (ebd. 1992: 77/78):

- die Schwelle ist sehr niedrig und bedarf nur eines kleinen Schrittes: die Handlungen hier sind gewohnt, die Situation ist vertraut und der Entwurf ist schon lange vorgefertigt, es muss nicht zwischen mehreren Entwürfen gewählt werden, die Übertretung der Schwelle passiert fast unmerklich
- verschiedene Entwürfe stehen zur Auswahl, situative Bedingungen bieten nur wenig Hilfe, ein starker willentlicher Ruck ist notwendig

- verschiedene Entwürfe stehen zur Auswahl, die noch fertiggestellt werden müssen

Darüber hinaus spielen verschiedene „den Willen unmittelbar oder mittelbar beeinflussende, lebensgeschichtlich geprägte Eigenschaften des Handelnden eine bedeutende Rolle“ (ebd. 1992: 79).

Die Entscheidung des Individuums markiert den Höhepunkt auf dessen Weg zum Engagement in der Katholischen Kirche. Um dorthin zu gelangen müssen die von mir bis jetzt dargestellten losen Punkte kombiniert werden: Das Individuum ist geprägt von der Kultur, der Gesellschaft, dem Umfeld in dem es lebt. Diese Prägung zeigt sich in Bezug auf seine Einstellung gegenüber Engagement und gegenüber den Institutionen in denen Engagement verrichtet werden kann. Neben dieser gesellschaftlichen Prägung steht das Individuum auch im Einfluss seiner Mitmenschen. Dieser Einfluss in Erfahrungen verarbeitet, wirkt wiederum auf die Einstellung des Individuums gegenüber Engagement und Institution. Nun kommt auch das Individuum selbst zum Zug. An diesem Knackpunkt zwischen Einflüssen und eigener Tätigkeit steht nochmals ein Einfluss von außen: die Einladung aus einer Institution zum Engagement. Diese kann für die Tätigkeit des Individuums richtungsweisend sein. Das Individuum selbst wird in seiner Tätigkeit zuallererst einen Abgleich seiner verfügbaren Ressourcen mit dem Engagement in dem es tätig werden kann, durchführen. Danach wird es sich mit der Relevanzfrage beschäftigen, die sich in Bezug auf den Alltag des Individuums einerseits, andererseits auf das Erleben und Erfahren von Gemeinschaft aufteilen lässt. Nicht zu vernachlässigen ist auch die Auseinandersetzung mit der Integrierbarkeit der eigenen Weltanschauung und Überzeugung in die der Institution, die für das Engagement ausgewählt wurde. Schlussendlich steht das Individuum vor der Entscheidung für oder gegen ein Engagement.

Neben dieser Betrachtungsweise der Bedingungen, die zu einem Engagement führen und den Fokus auf das Individuum gelegt hat, spielt auch die Institution, in der Engagement getätigt werden soll eine wesentliche Rolle. Diesem Blickwinkel, der in meinem Fall die Katholische Kirche und ihren Einfluss auf die Entscheidung eines Individuums zum Engagement in den Mittelpunkt stellt, werde ich mich nun zuwenden.

3.2 Katholische Kirche

3.2.1 Die 7 Prinzipien

Aus der Analyse meiner Interviews konnte ich auch Ergebnisse über die Rolle der Institution, in der Engagement getätigt wird herausarbeiten. Diese fasste ich in Kategorien zusammen und präsentiere sie nun als die 7 Prinzipien, deren Beachtung die Katholische Kirche aus Sicht der Engagierten zu erfolgreicher Zusammenarbeit mit ehrenamtlich Engagierten führt.

Neben den Aspekten, die das Individuum betreffen, spielt auch das System Katholische Kirche eine entscheidende Rolle für die Engagementbereitschaft Jugendlicher und junger Erwachsener.

So hat das System sehr viele und auch sehr vielfältige Aufgaben zu erfüllen um die Individuen erfolgreich ansprechen und integrieren zu können. Diese habe ich grob in Aufgaben nach innen/innerhalb des Systems und Aufgaben nach außen hin unterschieden, die aber oftmals ineinander greifen und mit den verschiedensten Prinzipien betitelt. Die Beschreibungen, die ich in Folge vornehme, sollen nicht wertend verstanden werden, sondern das Bild eines Idealtypus zeichnen, wie ihn mir meine InterviewpartnerInnen berichtet haben. Es ging mir darum ihre Wünsche, ihre Kritik und ihre Anregungen zusammenzufassen.

Prinzip 1

Zuerst einmal ist es wichtig, den Menschen liebevoll zu begegnen und ihnen Offenheit zu signalisieren, die sich sowohl auf die Akzeptanz und Annahme der Menschen als auch auf deren Entscheidungen bezieht (will der Mensch Mitglied werden oder nicht). Es darf nicht sein, dass Menschen auf Grund ihrer Eigenschaften, sei dies Geschlecht, Hautfarbe, Alter, Familienstand oder anderem ausgeschlossen oder mit Vorurteilen behandelt werden. (Hierbei ist die Zulassung und Annahme des Systems Katholische Kirche als gesamtes gemeint und nicht auf einzelne Tätigkeitsbereiche wie zum Beispiel das Amt des Priesters oder altersspezifische Angebote bezogen. Diese Frage zu diskutieren war weder Gegenstand meiner Arbeit noch meiner Interviews und würde den Rahmen sprengen.) Auch soll nicht gewertet werden, ob der betreffende Mensch oder Mitgliedsanwärter einmaligen Kontakt,

sporadischen oder dauerhaften sucht. Die hier vertretenen und geforderten Prinzipien, die für alle Menschen gültig sein sollen, will ich als Prinzip 1 LIEBE/ANNAHME und OFFENHEIT zusammenfassen. Dieses Prinzip soll als allererstes einmal allen Außenstehenden signalisiert werden, gilt aber in gleicher Form für alle bereits integrierten Mitglieder. Auch Regina Polak macht in ihrem Buch „Religion kehrt wieder“ eine ähnliche Feststellung: Wir brauchen *„eine Kirche, in der für die vielen Menschen, die auch im Glauben unterwegs sind, die Türen offen sind, die Durchgangsräume freundlich gestaltet, die Pastoral also situations- und adressatenorientiert sein muss. Für die Zukunft der Kirche wird entscheidend sein, ob sie die Fragmentarität und Vieldeutigkeit der Kirchlichkeiten, die partiellen Identifikationen der Menschen mit der Kirche mit dem Untergang des Christentums identifiziert – oder ob sie die damit verbundenen Spannungen aushalten lernt und schöpferisch so weitergestalten kann, dass sie Menschen zu bewussteren und stärkerer Identifikation ermutigt und befähigt, ohne autoritären Zwang auszuüben, aber auch ohne das Profil zu verlieren und sich anpässlerisch um jeden Preis anzubiedern“* (Polak 2006: 257). Karl Rahner ergänzt dazu, dass *„Sympathisantinnen“* ebenso wohlwollend begegnet werden soll wie Kirchenmitgliedern, da *„die offizielle Kirchenmitgliedschaft kein ausreichendes Kriterium für eine volle Zugehörigkeit zur Kirche“* sei und die Kirche deshalb offen sei, weil theologisch nicht einfach feststellbar ist, wer seinem Glauben nach in der Kirche steht und wer nicht. *„Die Kirche sollte die Fließendheit und Unbestimmbarkeit ihrer Grenze in einer positiven Weise betrachten“* (Rahner 1972: 78; 105-106 und vgl. Polak 2006: 257).

Prinzip 2

Das System soll sich darauf ausrichten ein möglichst großes Feld an Interessen anzusprechen, in dem sich die Menschen betätigen können. Betätigen können ist in diesem Zusammenhang nicht ausschließlich mit engagieren gleichzusetzen, sondern umfasst auch die Konsumption von Angeboten. Hier geht es außerdem darum die unterschiedlichen Altersgruppen gemäß ihrer Bedürfnisse, Wünsche und Vorstellungen zu berücksichtigen und die Entfaltungsmöglichkeiten möglichst hoch zu halten, so dass jede/r seinen Platz finden kann. Diese Vielfalt ist in der Katholischen Kirche grundsätzlich gegeben, wie eine meine Interviewpartnerinnen feststellte: *„Also*

da sind wirklich von 0 bis 99 ... alle in dieser Kirche ... wegen derselben Idee, nämlich ihren Glauben zu leben" (Interviewpartnerin, 27 Jahre). In der Realität sieht das Bild aber etwas anders aus: auf Grund der Säkularisierung, der Kirchenaustritte und des „Taufscheinchristentums“ ist diese Altersvielfalt nicht mehr in allen Pfarren gegeben, was sich dann darin äußert dass es auch nicht für alle Altersgruppen Angebote und Aktivitäten gibt. Das Prinzip für hier benenne ich Prinzip 2 VIELFALT.

Um der Vielfalt gerecht zu werden bedarf es eines gut funktionierenden Netzwerks des Systems, so dass Informationen weitergegeben werden und Menschen erreicht werden können. Denn nicht immer läuft das Ansprechen neuer potentieller Mitglieder nur über die eigene Altersgruppe, sondern auch über Vermittler.

Mit der Vielfalt einher geht außerdem nicht nur der positive Aspekt, dass sich möglichst alle Menschen beziehungsweise Altersgruppen angesprochen fühlen können, sondern auch der negativere Aspekt der Konkurrenz. So ist es nicht nur für die Mitglieder untereinander eine Herausforderung in Einheit zu leben, sondern auch für das übergeordnete System der Katholischen Kirche, das keine Subgruppe bevorzugen oder überbevorzugen, sondern die Einheit untereinander fördern sollte.

Neben diesen beiden Prinzipien, die das System nach außen hin zu transportieren hat, geht es auch um das Image des Systems Katholische Kirche. In Österreich ist das Image der Kirche nicht gut. Einen Überblick über dieses Thema findet man zum Beispiel in der Studie von Zulehner/Polak (ebd. 2001: 123ff). So haben 78% der ÖsterreicherInnen ein schlechtes Bild von der Kirche, nur 9% sehen sie in einem positiven Licht. Die Kirche kann es sich nicht leisten, sich intransparent oder geheimnisvoll zu geben, sondern es gilt transparente Öffentlichkeitsarbeit zu leisten um heutzutage wahrgenommen zu werden (Polak 2006: 304).

In meinen Interviews habe ich Aspekte über das Arbeiten am Image der Katholischen Kirche gefunden, die ich in dieses Prinzip einfließen lasse. Ein erster Schritt ist getan indem die Botschaft „offen für alle“ gesendet wird. Im zweiten Schritt geht es darum die Möglichkeiten, über die das System verfügt, auszuschöpfen und auch nach außen hin sichtbar zu machen. Damit dies geschehen kann, muss sich das System Katholische Kirche über sich selbst im Klaren sein. Es muss wissen, durch welche Faktoren es sich auszeichnet und was es den Menschen bieten kann. Wie schon aus

den Interviews hervorgegangen ist, leben wir in einer Zeit, die durch ein Übermaß an Angeboten gekennzeichnet ist. So nehmen Menschen heute vielfach abseits der Katholischen Kirche Sinnangebote in Anspruch. Sei dies in anderen religiösen Möglichkeiten, die unter den Sammelnamen New Age fallen, in den Bereichen Gesundheit, Sicherheit oder Güterversorgung oder in der Idealisierung von Innerweltlichkeiten (Jacobs 2007: 57-58). Daher ist es wichtig auf die Besonderheit des Systems hinzuweisen, will man Menschen erreichen. Das System muss sich also in gewissem Maße von seiner Umwelt abgrenzen (nur dadurch kann die Besonderheit hervorgehoben werden), gleichzeitig ist es aber auch gefragt mit der Umwelt in Beziehung zu stehen um die Dynamik zu verstehen, mit einzuberechnen und zu sehen, wo beispielsweise gerade die Trends liegen. Das System Katholische Kirche darf sich mit der Abgrenzung nicht selbst abkapseln, da es sonst weltfremd und unnahbar werden könnte. Die Beobachtung der Umwelt ist auch deshalb besonders wichtig, weil Veränderungen in der Umwelt des Individuums „Gefahr“ für das Engagement oder die Tätigkeit bedeuten können. Werden diese Veränderungen vom System aber früh genug wahrgenommen, so kann darauf reagiert werden. (Beispielsweise hat eine engagierte junge Frau weniger Zeit für das System, weil sie mit dem Studium beginnt und gleichzeitig auch Geld verdienen muss. Sie wird ihr Engagement reduzieren oder gar beenden müssen. Reagiert das System rechtzeitig auf diese Veränderung und stellt der jungen Frau MitarbeiterInnen zur Verfügung, so kann zumindest ihre Erfahrung, ihr Rat, etc. genutzt werden und sie geht für das System nicht ganz verloren.)

Prinzip 1 Liebe/Annahme und Offenheit und Prinzip 2 Vielfalt bezogen sich auf die Präsentation des Systems nach außen und seine Interaktion mit dem Umfeld. Das nun folgende Prinzip bezieht sich auf bereits involvierte Menschen.

Prinzip3

Für das System ist es wichtig zu verstehen, dass Menschen, die in der Katholischen Kirche tätig werden wollen Menschen mit Geschichte sind. Diese Geschichte beginnt schon vor der Entscheidung zum Engagement. Die Aufgabe des Systems ist es, Individuen in ihrer Gesamtheit aufzunehmen und zu versuchen sie mit ihrer Geschichte zu verstehen. Im Umgang mit den Menschen ist diese mitzudenken und

sensibel Hand zu haben. Auch ist es von großer Bedeutung den Individuen Zeit für ihre Entwicklung im System zuzugestehen. Manche Mitglieder möchten sofort nach ihrer Eingliederung eine Aufgabe übernehmen und selber tätig werden, andere benötigen dafür vielleicht Jahre. Dies ist jeweils von der Persönlichkeit der betroffenen Person abhängig und kann daher nicht pauschal zusammengefasst werden. Fest steht, dass das Individuum die Gelegenheit braucht sich im System zurechtzufinden, alles kennen zu lernen, sich wohl und angenommen zu fühlen und seinen eigenen Platz zu finden. Sind diese Faktoren gegeben, so besteht für das Individuum die Möglichkeit sich nicht nur als Mitglied des Systems Katholische Kirche zu fühlen, sondern zu diesem auch aktiv beitragen zu wollen. Da Prinzip hier nenne ich Prinzip 3 INDIVIDUALITÄT ANERKENNEN.

Prinzip 4

Für die Engagementbereitschaft und die Tätigkeit der Mitglieder im System ist es auch wichtig, dass das System über eine Struktur verfügt und mit Konzept und Organisation vorangeht. Anzumerken ist in diesem Zusammenhang auch die Stellung der Pfarren, die man sozusagen als Subsysteme innerhalb des Systems der Katholischen Kirche bezeichnen kann. Pfarren sind die Vermittlersysteme zwischen Individuum und Katholischer Kirche und haben somit einen entscheidenden Stellenwert in Bezug auf Kontakt und Prägung der Erfahrungen der Individuen mit dem Personal der Katholischen Kirche. Neben den Pfarren sind auch übergeordnete Dachorganisationen, die das Wirken der einzelnen Gruppen in den Pfarren verknüpfen, eine Unterstützung für engagierte Individuen (beispielsweise eine große Organisation innerhalb der Katholischen Kirche, die „Zweigstellen“ in unterschiedlichen Gebieten hat. Dadurch sind engagierte Individuen in einen größeren Zusammenhang eingebettet, ein Gefühl der Zugehörigkeit und Unterstützung kann entstehen, aber dennoch bleibt die Spezifität erhalten. Darüber hinaus verfügen solche Gruppierungen meist schon über ein vorgefertigtes Konzept. Dieses wiederum bietet den Vorteil, dass man sich an etwas bereits Gegebenem festhalten kann und nicht neu erfinden muss. Der/die Engagierte kann auch in einem Bereich arbeiten, in dem er/sie neu ist oder noch nicht viel Erfahrung hat. Ein Konzept gibt einen Rahmen vor, an dem man sich gegebenenfalls orientieren kann,

aber nicht muss und so auch die Möglichkeit einräumt sich und seine Fähigkeiten, Ideen und Kreativität zu entfalten.

Organisation und Struktur helfen dabei den Überblick zu behalten, Zuständigkeitsbereiche klar abzustecken und das gesamte Engagement zu erleichtern.

Das Prinzip, das hier wirksam werden sollte bezeichne ich als Prinzip 4 ORDNUNG.

Prinzip 5

Sind die Mitglieder im System integriert, sei es als empfangendes Mitglied oder als aktive/r Mitarbeiter/in, so ist es auch wichtig ihnen Rückhalt zu geben und ihnen zur Seite zu stehen. Dies umfasst sehr viele verschiedene Aufgaben: Zu Beginn soll geholfen werden den richtigen Platz für jeden zu finden, danach geht es darum sich zu verankern und in der Glaubensentwicklung oder bei Glaubensfragen weiterzuhelfen. Es geht hier auch darum eine Beziehung zu den MitarbeiterInnen aufzubauen, die es erlaubt sie auch mit ihren Fähigkeiten und Gaben einschätzen zu können und genügend Vertrauen beinhaltet um Probleme, Wünsche, Kritik und benötigte Hilfe anzusprechen. Generell aber auch speziell auf Grund der ehrenamtlichen Tätigkeit vieler Mitglieder der Katholischen Kirche ist es besonders wichtig diesen Anerkennung und Wertschätzung für ihre Tätigkeit zu zollen. Die Engagierten zielen nicht auf finanzielle Mittel, sondern auf „immaterielle Güter“, Feedback, Begleitung und gegebenenfalls Unterstützung für die Tätigkeit ab. So geht es darum die Tätigkeit und Leistung des Menschen anzuerkennen und zu würdigen, das heißt lobend hervorzuheben. Diese Würdigung kann auf unterschiedliche Art und Weise, möglicherweise auch öffentlich geschehen. Beispiele dafür sind die Erstattung von Auslagen oder finanzielle Unterstützung für den Aktivitätsbereich, Geschenke oder kleine Aufmerksamkeit (eventuell zum Geburtstag), aber auch „schlicht und einfach“ Wertschätzung seitens der Hauptamtlichen der Katholischen Kirche, der Leitung oder durch den Priester, Unterstützung, Zeit und Austauschmöglichkeiten und persönliche Ansprechpartner. Wie auch immer die Würdigung aussieht, wesentlich ist, dass sie gegeben wird (Wendt 1996: 148f).

„...ein Haufen Ehrenamtliche, die sich zu verschiedenen Dingen engagieren (...) das braucht halt sehr viel Anerkennung (...), diese Leute brauchen Unterstützung, brauchen Rücksprache, brauchen Begleitung, brauchen Motivation“

(Interviewpartnerin, 27 Jahre) Das System soll für den Menschen da sein, seine Mitglieder in ihren Schwächen unterstützen und zur Entwicklung beitragen. Solche Hilfestellungen sollen das System immer und natürlich auch in Krisensituationen bieten. Denn oft kann es passieren, dass die LeiterInnen schlussendlich für „alles“ zuständig sind und somit ein Gefühl des allein-gelassen-seins aufkommen kann. Das Prinzip, das hier zum Tragen kommt ist Prinzip 5 COACHING.

Prinzip 6

Eine weitere Anforderung bezieht sich auf das Verhalten des Systems: Das System muss dynamisch und nicht starr sein und zukunftsorientiert handeln. Gerade in einem System, das auf eine so lange Geschichte wie die Katholische Kirche zurückblicken kann, wird das Wort Traditionen großgeschrieben. Dies stellt aber kein Hindernis für diese Forderung dar. Die Traditionen der Katholischen Kirche können als Fundament genutzt werden, das für jedes System, das über einen längeren Zeitraum überleben will, absolut notwendig ist. Trotzdem darf der Blick nicht rein auf der Vergangenheit liegen, sondern soll auch in die Zukunft gerichtet sein, auf ein Ziel hin, das angestrebt wird. Denn wie Christian Morgenstern sagt: *„Wer vom Ziel nichts weiß, kann den Weg nicht haben.“*¹ Eine fortwährende Anpassung an die Menschen und ihre derzeitigen Bedürfnisse ist gefragt, wie ich es auch schon oben erwähnt habe. Regina Polak spricht in diesem Zusammenhang von Kulturation, was bedeutet, dass Kirche das Evangelium in die Gesellschaft bringt und umgekehrt. So versteht die Gesellschaft den Zusammenhang zwischen Evangelium und Welt und die Kirche lernt Neues vom Evangelium. Durch die Kulturation soll ein Gestaltungsprozess in Gang gesetzt werden, dessen angestrebtes Ziel eine menschnahe Kirche ist. Denn, so Heiner Barz: *„...auch von Seiten der Theologie“* ist oft *„eine sehr große Weltferne, Weltfremde (...) zu beobachten“* (Polak 2006: 304).

Das hier benötigte Prinzip ist das Prinzip 6 ZUKUNFTSORIENTIERTE DYNAMIK.

¹ <http://www.gedichte.eu/71/morgenstern/wir-fanden-einen-pfad/wer-vom-ziel-nicht.php> (Stand 11.10.2009)

Prinzip 7

Credo Außerdem muss das System über eine gewisse Transparenz verfügen und sollte das Credo offen legen, so dass es für alle (In- und Outgroup) sichtbar und zugänglich ist. Heutzutage ist es nicht immer üblich einen klaren Standpunkt, ein klares Statement abzugeben. Gerade junge Menschen schätzen es aber sehr, wenn ihnen doch die Richtung gewiesen wird (vgl. Jacobs 2007: 130 und Fußnote 1 S. 54). So weiß man sofort, „wo man dran ist“. Es werden die Grenzen aufgezeigt, aber gleichzeitig auch die Zuständigkeitsbereiche, Funktionen, Fähigkeiten und Werte. Es geht nicht darum ein Geheimnis aus dem System zu machen, sondern klare Linien zu ziehen.

In diesem Zusammenhang ist es auch sehr wichtig den Menschen eine Verknüpfung zwischen ihrem Leben und dem Glauben nahe zu bringen. Dies hat nicht nur einen positiven Effekt für das System selbst, sondern es ist auch – wie ich es schon vorher besprochen habe – ein grundlegender Wunsch und eine wichtige Säule für die Engagementbereitschaft der Menschen. Ohne diese Verknüpfung können die Menschen mit dem Glauben nichts anfangen, da sie dessen Wert nicht erkennen. Daher heißt das letzte gefragte Prinzip Prinzip 7 ein KLARES BEKENNTNIS ZUM HERZEN DES SYSTEMS.

Dieses Prinzip fasst nochmals einige meiner Ergebnisse in sich zusammen: Um neue Mitglieder für die Katholische Kirche begeistern zu können beziehungsweise „alte“ an einem Austritt zu hindern, muss auf der einen Seite die religiöse Motivation der Mitglieder vertieft werden und auf der anderen Seite die religiösen und sozialen „Vorteile“ eines Kirchenbeitritts für Nichtmitglieder herausgestrichen werden. Dafür werden nicht nur gute Gründe, warum man *„seinen Glauben kirchlich binden und realisieren“* sollte benötigt, sondern die Christen und Christinnen müssen *„missionarisch-offensiv“* nach dem Bibelwort des Heiligen Apostels Petrus *„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“*¹ handeln. Außerdem geht es im Sinne der institutionellen Legitimationspflicht darum den Menschen mitzuteilen, *„wofür die Institution steht, und was man davon hat, dass man dabei ist.“* Dies ergänzt sich mit der theologischen Fundierung, in der es darum geht die eigene Existenz zu begründen und *„vor den jeweiligen Zeitgenossen Rechenschaft“* abzulegen (Polak 2006: 259).

¹ zitiert nach 1. Petrus 3,15

3.3 Resümee

Am Ende meiner Auswertungsdarstellung möchte ich auf meine eingangs gestellte Frage zurückkommen, was denn nun einen jungen Menschen dazu bewegt sich in der Katholischen Kirche zu engagieren. Dazu werde ich die Kernpunkte meiner Ergebnisse nochmals kurz resümieren und in einen breiteren soziologischen Zusammenhang setzen.

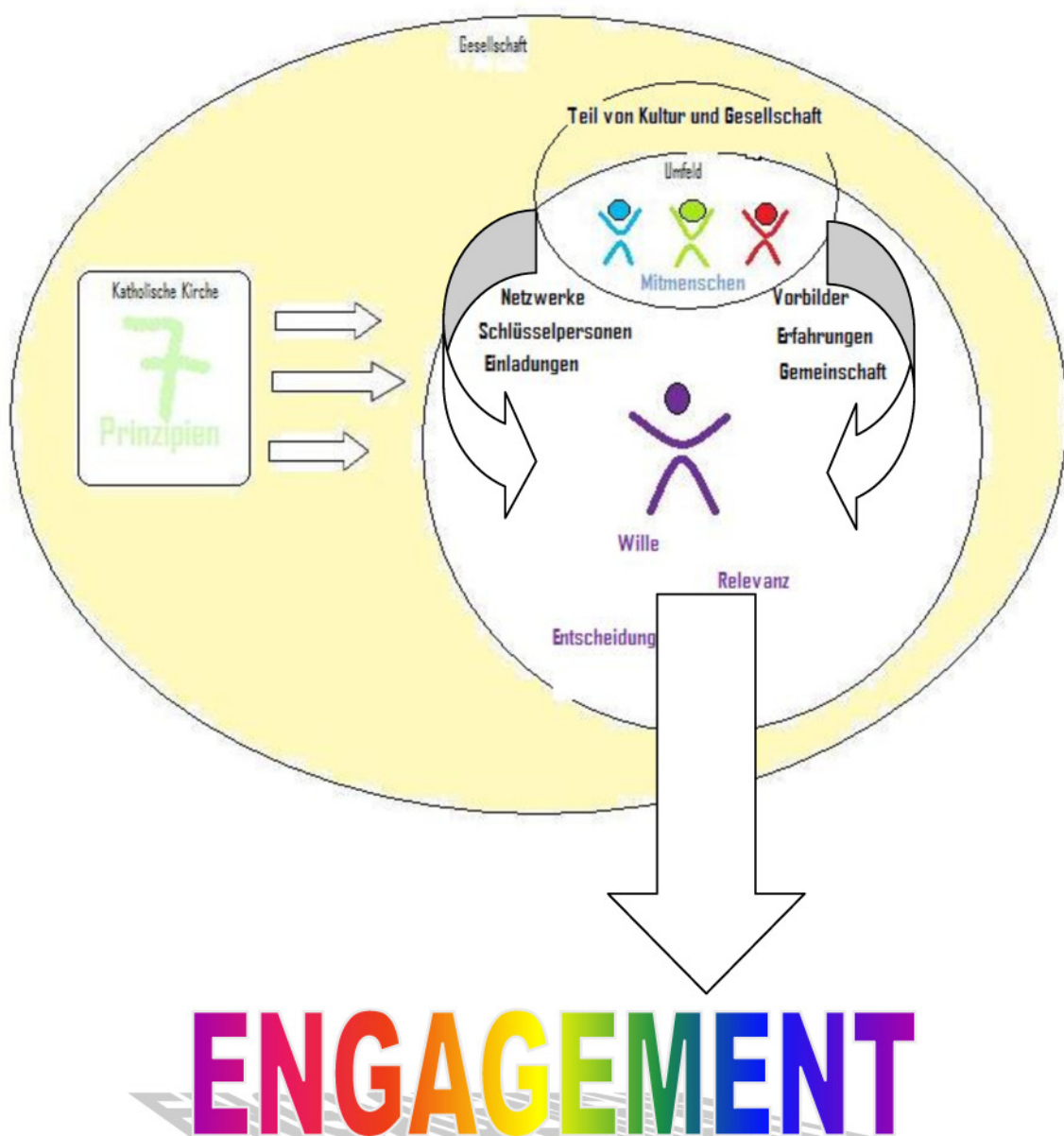
Auf Grund meines Vorwissens aus der Theorie und Literaturrecherche, aber auch meines persönlichen Interesses habe ich meine Forschungsfrage zweigliedrig gestellt: zum einen abzielend auf die gesellschaftlichen Bedingungen, zum anderen auf die persönlichen. Nun am Ende meiner Arbeit kann ich feststellen, dass für das Engagement eines jungen Menschen 3 Faktoren eine zentrale Rolle spielen: das Individuum selbst, sein Umfeld und das System Katholische Kirche, wobei dieses als Subsystem der Gesellschaft zu verstehen ist.

Um für potentielle Mitglieder bzw. engagierte Mitarbeiter möglichst attraktiv zu wirken, sollte sich die Katholische Kirche an 7 Prinzipien orientieren. Je mehr dieser Prinzipien sie erfüllt, desto interessanter und erstrebenswerter ist eine – banal ausgedrückt – Mitgliedschaft bei ihr: Sie sollte Offenheit an alle Menschen signalisieren und sowohl die Outgroup als auch die Ingroup mit Liebe behandeln und das Gefühl des Angenommen seins vermitteln. Die Katholische Kirche sollte ein klares Bekenntnis zum Herzen ihrer selbst abgeben, über eine gewisse Ordnung (im Sinne von Struktur) im System und eine zukunftsorientierte Dynamik verfügen. Sie sollte die „natürliche“ Vielfalt der Menschen widerspiegeln und diese auch fördern. Ihren Mitarbeitern gegenüber sollte sie als Coach unterstützend entgegenreten, aber trotzdem deren Individualität anerkennen und wahren.

Das Umfeld hat eine gewichtige Rolle in Bezug auf das Engagement eines Individuums. Kurz zusammengefasst kann man dessen Bedeutung aber in einem Wort wiedergeben: Mitmenschen. Menschen die die Gesellschaft und Kultur aufbauen, Menschen die als Vorbilder, Anreiz- oder Schlüsselpersonen fungieren, Menschen die Einladungen aussprechen, Menschen mit denen man Erfahrungen macht oder teilt, Menschen mit denen man Gemeinschaft erlebt und Menschen die für das soziale Netzwerk stehen.

Das Individuum selbst spielt im ganzen Ablauf des Engagemententscheidungsprozesses nur einen kleinen, keinesfalls aber unbedeutenden sondern wörtlich „entscheidenden“ Part. Das Individuum wägt die Relevanz seines Engagements ab, findet sich persönlich im System wieder (oder nicht) und muss schlussendlich seinen Willen einsetzen um sich für ein Engagement in der Katholischen Kirche (oder dagegen) zu entscheiden.

So schließt sich der Kreis vom Individuum zu einem in der Katholischen Kirche engagierten Individuum.



Diese meine Ergebnisse sind nicht „neu“ im Sinne von noch nie dagewesen, sondern sie lassen sich sehr gut in bereits bestehendes soziologisches Wissen eingliedern.

Meine Arbeit ordne ich dabei dem Interpretativen Paradigma zu, in dessen Mittelpunkt das menschliche Individuum und sein Handeln stehen, das deutend verstanden und ursächlich erklärt werden soll (vgl. Richter 2001). Diese Zuordnung passiert auch aus dem Gesichtspunkt, dass es sowohl mir als auch in dieser Tradition darum geht die *„Grundstrukturen und Triebfedern menschlichen Handelns zu analysieren“* und *„Motivationen für das Handeln“* aufzudecken (ebd. 2001: 171).

Am Anfang der Verstehenden Soziologie steht die Definition sozialen Handelns von Max Weber, die somit auch meinen Basispunkt darstellt. Neben der Sinnkomponente findet sich in Webers Definition auch die Unterscheidung der Handlungstypen in 4 Kategorien - zweckorientiertes, wertorientiertes, traditionales und affektuelles Handeln. Schon hierfür würden sich in meiner Arbeit Aspekte finden lassen, die diesen Kategorien zugeordnet werden könnten. So ließe sich das Erleben von Gemeinschaft zweckorientiert interpretieren; geht es darum einen Wert zu verwirklichen, der einem selbst von Bedeutung ist, findet man sich im wertorientierten Handeln wieder; erfolgt Engagement auf Grund von bestehenden Traditionen und weil es immer schon so gehalten wurde, gehört dies zu traditionalem Handeln. Ebenso kann auch der Bezug des Handelns auf andere in dem von mir erforschten Engagement nachgewiesen: es wird auf die von mir herausgearbeiteten 3 Faktoren bezogen, das heißt entweder auf die Mitmenschen, das System Katholische Kirche oder auf Gott.

An dieser Stelle möchte ich in meinem Resümee aber nicht stehen bleiben, sondern lediglich die ursprüngliche Bezugskomponente vorstellen. Max Webers Theorie wurde vielfach weiterentwickelt und gipfelt heute in der Betonung des zweckrationalen Handelns, dem sogenannten Rational Choice Ansatz. Auch Christoph Badelt beschäftigte sich mit den Motiven für Handeln, ähnlich Max Weber, mit dem speziellen Schwerpunkt auf ehrenamtlichem Engagement. Engagement – darin stimmen auch meine Forschungsergebnisse überein, ist *„durch eine Vielzahl von Faktoren zu erklären, hinter denen ein Bündel von individuellen Motiven steht“* (Badelt 2007: 513). Badelt unterscheidet dabei 3 Komponenten (Badelt 2007: 513ff):

1) Die altruistische Komponente:

Die Motive von Personen, die dieser Komponente zugeordnet werden, sind ethisch, religiöse oder politisch begründet. Das Ziel ist es Hilfestellung zu bieten, Einrichtungen/Institutionen/Gemeinschaften/Personen oder eine bestimmte Idee zu unterstützen indem die eigene Kraft zur Verfügung gestellt wird.

2) Die Eigenwertkomponente:

In diesem Bereich geht es darum aus dem Engagement auch persönlich zu profitieren und etwa soziale Integration, persönliche Zufriedenheit, Erwerb von sozialem Status oder sinnvolle Freizeitgestaltung erhalten wird.

Vor allem im Bereich des psychosozialen Ehrenamtes kommt ein hoher Eigenwert – die sogenannte „Helfer-Rückwirkung“ zum Tragen. Dazu zählen Persönlichkeitsentwicklung, Zufriedenheit oder Kompetenzerweiterung durch die Tätigkeit. Oft wird Engagement in Lebensphasen, die von Unsicherheit, Umorientierung oder Krisen geprägt sind, begonnen und erhält somit die Funktion der Suche nach biographischer Orientierung.

3) Die Tauschkomponente:

Bei diesem dritten Bereich ist die Grenze zur Eigenwertkomponente fließend. Eine Art der Gegenleistung ist hier enthalten, die mit Tauschverhalten interpretierbar ist. Beispiele dafür sind Information, Einfluss, Mitwirkungs- und Mitentscheidungsmöglichkeiten. Diese Komponente wird auch als Ehrenamtliche Arbeit mit Investitionscharakter bezeichnet.

An diese Unterscheidung von Badelt findet auch meine Arbeit Anschluss: Engagement wird für eine Institution (die Katholische Kirche), eine Gemeinschaft (die Pfarre oder eine Untergruppe in der Pfarre) beziehungsweise für eine konkrete Idee (den Glauben oder die Umsetzung des Glaubens in der Welt) getätigt. Dieses Engagement wird aber auch nach der persönlichen Relevanz abgewogen und enthält somit auch Teile der Eigenwertkomponente: kann ich am Gemeinschaftsleben teilnehmen und Beziehungen knüpfen, werde ich also sozial integriert? Schließlich ist es so, dass man aus jedem altruistisch motiviertem Handeln auch selbst profitiert, da

das Wohlbefinden durch eine erfüllte Tätigkeit gesteigert werden kann (Cranach 2008: 143) und somit auch die Tauschkomponente zum Tragen kommt. Diese Tauschkomponente kommt in meiner Arbeit sehr stark durch die „Erwartungshaltung“ gegenüber der Katholischen Kirche heraus, die zu einem gelungenen und erfüllten Engagement vielfältig beitragen kann. Beispiele dafür finden sich bei mir auch unter den sogenannten 7 Prinzipien wieder.

Ein wesentlicher Punkt, der auch im Ergebnis meiner Forschung enthalten ist, tritt bei Badelt in seiner Unterscheidung der Motivationskomponenten für ehrenamtliches Engagement nicht so stark hervor. Gemeint ist die biographische Komponente. Die biographische Komponente geht noch einen Schritt unter die Motive zurück und bietet sozusagen den Boden für Motive von Engagement. Deren Wichtigkeit für Engagement betont auch Michael Corsten in seiner Forschung über die Quellen von Bürgerschaftlichem Engagement: *„Wenn sich ein Mensch also freiwillig engagiert, gehört Bürgerschaftliches Engagement mehr oder minder stark zu dessen Selbstdefinition. Als „Quellen“ des Bürgerschaftlichen Engagements bezeichnen wir die elementaren Selbstdefinitionen von Menschen, deren Hintergrundüberzeugungen, grundlegende Werte und Einstellungen, die dazu führen, dass Menschen sich engagieren. Wir gehen, ebenfalls mit Taylor davon aus, dass dies keine natürlichen Quellen sind. Ein Mensch gewinnt seine Überzeugung nicht aus der Natur, sondern aus seiner Biographie. In ihr verschmelzen individuelle Dispositionen, soziale Milieus und historische Umstände zu einer lebendigen Einheit. Aus der Biographie schöpfen Menschen ihr Selbstverständnis, da sie durch sie gleichsam in die Gesellschaft eingebettet sind“* (Corsten 2008: 9f). Denn *„die gemachten Erfahrungen lassen sich nicht ausradieren, sie bleiben in der einen und anderen Form präsent und bilden den Horizont auf dem neue Erfahrungen interpretiert und neue Ziele antizipiert werden“* (Kohli 1976: 311).

Um auch diesen Aspekt näher zu beleuchten, möchte ich wiederum an die Basis der Verstehenden Soziologie zurückkehren.

Georg Herbert Mead geht davon aus, dass normative Strukturen wie Gruppenregeln, Gesellschaftsregeln oder moralische Prinzipien unabhängig vom Individuum als soziale Tatbestände existieren und in der Kindheit als Haltung anderer übernommen

werden. Dies bezeichnet er allgemein als Sozialisation. In meiner Arbeit klingt dies bereits im Theorieteil beim „religiösen Lernen“ an und findet sich im Ergebnisteil unter den Punkten Umfeldeinflüsse (Gesellschaftsregeln), Mitmenschen (Vermittlungs- und Vorbildpersonen) sowie unter frühere Erfahrungen (Kindheitserlebnisse) wieder.

Mead stellt neben dem Sozialisationskonzept noch ein weiteres Modell- das Interaktionsmodell - vor. Dabei unterscheidet er zwischen I und Me um „*die Spontaneität des individuellen Handelns von den übernommenen Haltungen anderer abzugrenzen*“ (Miebach 2006: 59). In jeder Handlungssituation stehen I und Me in einem Wechselspiel zueinander.

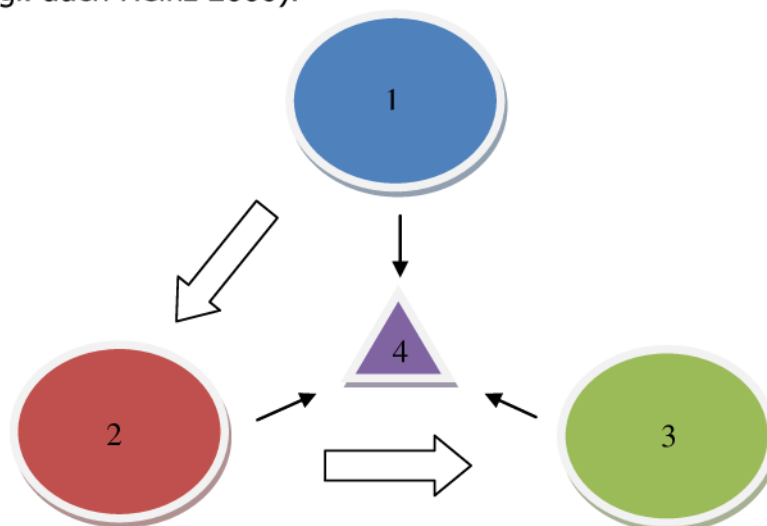
Georg Herbert Mead beschäftigt sich aber nicht systematisch mit dem kulturellen Aspekt des Handelns; diese Lücke füllt später Alfred Schütz mit seinen Untersuchungen der Strukturen lebensweltlichen Wissensvorrates auf. „*Soziales Handeln ist ... zielorientiert, der Handelnde verfolgt gewisse Optimierungsstrategien und ist dabei abhängig von situational geprägten Erwartungen, Sozialisation bzw. Normen und Werten des jeweiligen sozio-kulturellen Systems*“ (Kolland/Rosenmayr 2007: 7). Auch dieser Aspekt ist für meine Arbeit von Bedeutung und findet sich ebenfalls sowohl im Theorieteil (Bedeutung des kulturellen Klimas für religiöses Lernen) als auch im Ergebnisteil (Umfeldeinflüsse – Beitrag der Kultur und der Gesellschaft für individuelles Engagement; Katholische Kirche) wieder.

Es gibt noch neuere Theoriemodelle, die sich in der Tradition Meads mit handlungstheoretischen Aspekten beschäftigen und Relevanz und Anschlussmöglichkeiten für meine Arbeit aufweisen. Als ersten möchte ich Hans Joas nennen, der sich mit der Kreativität des Handelns auseinandersetzt. Mead hatte die Kreativität in seinem Modell des „I“ bereits angelegt, dann aber nicht näher ausgearbeitet. Dies ist der Punkt an dem Joas ansetzt: Er erweitert die Handlungstheorie um eine dynamische Dimension: Spontaneität und Kreativität bekommen mehr Raum zugesprochen, Orientierung und Planung wird in den Handlungsprozess hinein verlegt als schon vor diesem zu stehen. Identität wie sie in der Sozialisation des Kindes entstanden ist, wird nicht als feste Größe angesehen, sondern entwickelt sich fortwährend und ist die Freisetzerin der Kreativität des Handelns. Reflexion bekommt einen zentralen Platz eingeräumt; durch sie können Handlungsziele revidiert werden (Miebach 2006: 64f).

Dieser Aspekt ist auch für meine Arbeit von besonderer Bedeutung: hat sich doch aus meinem Datenmaterial ergeben und betonte ich auch in der Ergebnisdarstellung, dass Gesellschaft und Katholische Kirche zwar wichtige Faktoren im Entscheidungsprozess für oder gegen Engagement spielen, jedoch das Individuum letztendlich seine Wahl selbständig trifft und auch über eine Freiheit in dieser Entscheidung verfügt.

Auch Esser forschte in diesem Zusammenhang. Von Bedeutung ist hier der Hinweis auf die Kontexteffekte in seiner Logik der Situation, für deren Ausgestaltung er das interpretativ-interaktionistische Paradigma verwendet. Esser meint mit Logik der Situation die „*typisierende Beschreibung der Situation*“ der Akteure (Esser 1999: 15; Miebach 2006: 398) – oder wie es in der Soziologie auch bezeichnet wird: „*der Kontexteffekt der sozialen Situation auf die Orientierung und Handlungsbereitschaft des Individuums*“ (Miebach 2006: 398).

Ebenfalls aus dem biographischen Blickwinkel betrachtet Gisela Jakob ehrenamtliches Engagement. Jakob beschäftigte sich auch mit der biographischen Komponente in dem von mir bearbeiteten Forschungsfeld, nämlich dem ehrenamtlichen Engagement im sozialkatholischen Milieu. Sie bezeichnet soziales Engagement als Teil des biographischen Prozesses, wobei die Kategorien ihrer Forschung auch mit den Komponenten Badelts und Meads ineinandergreifen: Die **Sozialisation (1)**, zu der Mead eine Theorie zur Verfügung stellt, beeinflusst die **Biographie (2)** und die **biographischen Möglichkeiten (2)** eines Individuums, woraus sich wiederum **Motive für Engagement (3)** ergeben. Alle gemeinsam beeinflussen die **Handlung (4)** eines Individuums (vgl. auch Heinz 2000).



Ehrenamtliches Engagement beschreibt Jakob zum einen als „*Resultat eines tradierten familiären Handlungsschemas mit fremdaufgelegter biographischer Relevanz*“ (Jakob 1995: 223). Die „*Grundlegung für das Engagement erfolgt sozusagen als Pflichterfüllung*“, die im Lauf der Sozialisation eingeübt wird und eine Tätigkeit des Helfens nahelegt (ebd. 1995: 223). Ein Prozess der Fremdbestimmung des Handelns wird damit eingeführt, der auch den weiteren Verlauf der Biographie strukturiert. Die Vorbildfunktion der Eltern spielt dabei ebenso eine Rolle wie die Erwartungen von Seiten des sozialen Milieus.

Zum anderen beschreibt Jakob ehrenamtliches Engagement auch als „*selbstgeschaffenes Handlungstableau zur diskursiven Bearbeitung von Konflikten und aktuellen Problemlagen*“ (Jakob 1995: 225). Das Individuum verfügt über ein hohes Maß an biographischer Gestaltungsmöglichkeit, seine Lebensgeschichte ergibt sich aus der Verflechtung aus günstigen Rahmenbedingungen und der eigenen Planung, die mit den Rahmenbedingungen übereinstimmt und so ein Entfaltung der Lebensgeschichte erlaubt. Eine wesentliche Rolle spielen Vorbilder oder sogenannte „*signifikante Andere*“, die als „*biographische Begleiter/Berater*“ fungieren und „*Erfahrungs- und Sinnhorizonte*“ eröffnen (ebd. 1995: 224).

Ein dritter Punkt, den Jakob aus ihrer Forschung herausarbeitet, stellt ehrenamtliches Engagement als „*Form einer Bearbeitungsstrategie für biographische Verletzungs- und Verlusterfahrungen*“ dar (ebd. 1995: 227). Im Zuge des Engagements erfolgt eine Auseinandersetzung und Reflexion dieser Erfahrungen, werden die Verletzungen bearbeitet und erlauben die „*Erschließung neuer Sinnhorizonte*“ und die Gründung neuer biographischer Entwürfe (ebd. 1995: 228).

Aus ihrer Forschung zieht Jakob einen Schluss über die „*biographische Relevanz des Engagements*“: „*Nur wenn das soziale Engagement biographisch begründet ist,..., kann eine dauerhafte und verbindliche Arbeit geleistet werden. Die bloße Zugehörigkeit zum sozialkatholischen Milieu allein reicht nicht aus, damit ein Engagement zustande kommt und kontinuierlich erbracht wird*“ (ebd. 1995: 229).

Interessant ist auch ihre organisationsanalytische Ausarbeitung, bei der sich ebenfalls Parallelen zu meiner Forschung finden lassen. Jakob vergleicht verschiedene Arbeitsgebiete ehrenamtlichen Engagements und stellt schließlich fest, verbandliche Rahmenbedingungen für die Entfaltung des Engagements wichtig sind. Dazu zählt sie die Zugänge zu den Arbeitsfeldern, den Rahmen in dem sich das Engagement

vollzieht, die Mitgestaltungsmöglichkeiten, Integration, einen gemeinsamen Bezugspunkt, Begleitung und Beratung, das Hervorbringen einer kollektiven Identität und die Berücksichtigung der Sinnbezüge und biographischen Erfahrungen der Ehrenamtlichen (vgl. Jakob 1995).

Somit lassen sich meine Forschungsergebnisse in ein Feld einordnen, das seinen Ursprung bei Max Weber und Georg Herbert Mead hat und sich in deren Theorieausformungen durch Autoren wie Christoph Badelt und Gisela Jakob fortsetzt. Beenden möchte ich mein Resümee mit der Wiederholung meiner Ergebnisse im Spiegel der interpretativen Handlungstheorie: Gesellschaft und Kultur spielen in dem Engagemententscheidungsprozess ebenso eine wichtige Rolle wie die Katholische Kirche (oder das Trägersystem des Engagements), das Umfeld, Mitmenschen und das Individuum selbst, dem ein letztes Wahl- und Spontaneitätsrecht zugeschrieben ist: „ *Soziales Handeln weist einerseits Merkmale auf, die durch soziale Strukturen festgelegt sind, andererseits lässt es sich aber aus diesen Strukturen nicht eindeutig vorhersagen*“ (Miebach 2006: 139). Dies entspricht der prinzipiellen Offenheit der Ergebnisse sozialer Interaktionen, das das Grundtheorem des Interaktionismus darstellt.

4 Reflexion

4.1 Meine Rolle als Forscherin

In diesem Teil meiner Masterarbeit möchte ich nun meine Rolle als Forscherin und Interviewerin reflektieren:

Die Qualitative Sozialforschung zeichnet sich dadurch aus, dass die Einmaligkeit der Situation, deren Einbettung in einen Kontext, die Kommunikation und die soziale Beziehung zwischen ForscherInnen und Beforschten konstitutive Merkmale darstellen. Dies bedeutet, dass ich als Forscherin einen besonderen Stellenwert im Forschungsprozess inne habe: im schlechtesten Fall wirkt sich dieser negativ auf meine Forschung aus und ich produziere „kreisläufig“ Ergebnisse, die sich nicht durch das Forschungsfeld sondern durch meine Person ergeben. In jedem Fall aber ist es so, dass der Forscher/die Forscherin auf seinen Forschungsgegenstand wirkt und daher sollten eigene Gedanken, Wünsche, Werte und Vorstellungen offengelegt und für die andere sichtbar gemacht werden, sodass sie sich ein eigenes Bild vom Zusammenhang Forscher/in und Forschung machen können. Schon mit der Auswahl der Thematik bzw. der Forschungsfrage spiegeln sich das Interesse und die eigene Person in der Forschung wieder. Dies trifft sicherlich auch für meinen Fall zu, da – wie ich in der Einleitung beschrieben habe – mich meine persönlichen Erfahrungen auf die Idee gebracht haben in diese Richtung zu forschen, so selbst unbeantwortete Fragen beantwortet zu bekommen und auch andere Menschen die an dieser Thematik interessiert sind eine wissenschaftliche Aufarbeitung liefern zu können und so ihre Arbeit in diesem Bereich unterstützen zu können. Durch meinen betreuenden Professor und die Studentenkollegen wurde mein Interesse in eine soziologisch relevante Richtung gelenkt und heute am Ende meiner Arbeit kann ich sagen, dass die Untersuchung genau dieses Bereiches nicht nur sehr treffend zu mir gepasst hat, sondern auch (hoffentlich nicht nur für mich) interessante Ergebnisse lieferte.

Ein weiterer Bereich, der dem Einfluss meiner selbst ausgesetzt war, lässt sich in der Auswahl meiner InterviewpartnerInnen finden. Wenn man selbst in der Jugendarbeit der Katholischen Kirche tätig ist und in der näheren Umgebung forschen möchte, ist es doch eine etwas schwierigere Aufgabe Personen auszuwählen, die dem Kriterium

der Unbekanntheit entsprechen. Ich habe Menschen ausgewählt, die ich zwar kenne, aber nur flüchtig, ohne also näheres über sie zu wissen oder mit ihnen befreundet zu sein und solche die mir gänzlich unbekannt waren. Dies war ein spannendes wenn auch anspruchsvolles Unterfangen sowohl für mich als Interviewerin als auch die Interviewten, da es viel an Vertrauen und Einfühlungsvermögen abverlangt. Durch die Tatsache, dass ich selbst in der katholischen Jugendarbeit tätig bin, hat sich auch im Interview eine besondere Situation ergeben. Es war ein Vorteil sich als „Insiderin“ vorstellen zu können, da sich so leichter ein Zugang zum Feld ergab, weil ich als „eine von ihnen“ angesehen wurde, nicht als ein Fremdling, der ins Feld eindringen und Infos ausspionieren wollte. Im Interview selbst zeigte sich dies, dass sie mit mir im „Kirchenjargon“ sprachen und Begriffe nicht erklärten, da ich den Zusammenhängen folgen konnte. Ich betrachtete dies kritisch und versuchte oft nachzufragen um nicht dem Problem der „selbstverständlichen Betrachtung“ zu verfallen.

In der Phase der Interpretation und Auswertung war ich im Team tätig und präsentierte und diskutierte meine Ergebnisse immer wieder mit Außenstehenden um nicht zu voreingenommen zu sein und meine Interviews zu oberflächlich und auch von einem anderen Blickwinkel aus zu sehen. Und ich versuchte mich in die von den InterviewpartnerInnen beschriebene Situation hineinzusetzen und sie mit meinen eigenen Erfahrungen zu vergleichen und zu einem besseren Verständnis zu kommen. In diesem Zusammenhang empfand ich mein „Vorwissen“/meinen „Expertenstatus“ als sehr hilfreich.

Rückwirkend habe ich meine Rolle als zur untersuchten Gruppe Zugehörige nicht als negativ empfunden, sondern auf der einen Seite als spezielles und interessantes Erlebnis und auf der anderen Seite als Erfahrung, die ich mit allen anderen SoziologInnen teilen kann, da wir alle eine Gesellschaft erforschen von der wir selbst ein Teil sind.

4.2 Ausblick

Unter diesem Reflexionspunkt möchte ich auf Anwendungsbeispiele meiner Arbeit, die ich schon erlebt habe, Anwendungsmöglichkeiten, die ich mir noch vorstellen kann beziehungsweise Bereiche für die ich meine Arbeit als sinnvoll erachte, aber auch Unvollständigkeiten und Anschlussoptionen meiner Arbeit für die Zukunft anführen.

Mit einer „Unvollständigkeit“ wurde ich schon in der Phase der Auswahl meiner InterviewpartnerInnen beziehungsweise der Durchführung der Interviews konfrontiert. Ich persönlich hätte es in Bezug auf die Vielfalt und Komplexität des Bildes meiner Ergebnisse willkommen geheißen auch einen Vertreter/eine Vertreterin der „offiziellen“ Katholischen Kirche in meine Forschung einzubeziehen. Allerdings hätte diese/r nicht meinem Blickwinkel, nämlich dem der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, entsprochen. Außerdem hätte meine Arbeit so ein nicht eng genug abgegrenztes Gebiet und einen zu großen Umfang gehabt. So strich ich diesen Aspekt aus der Liste. In meinen Interviews bemerkten dann aber einige meiner InterviewpartnerInnen, dass ich meine Arbeit vielleicht noch durch ein Interview mit einem Priester, Jugendseelsorger oder Jugendzuständigen der Katholischen Kirche erweitern könnte. Würde ich meine Arbeit also noch fortführen, so wäre dies ein Bereich, den ich versuchen würde, genauer zu beleuchten. Ich könnte mir vorstellen dabei den Schwerpunkt auf deren Sicht über das Engagement Jugendlicher und junger Erwachsener zu legen. Also beispielsweise zu fragen, was die Katholische Kirche ihrer Meinung nach Jugendlichen oder jungen Erwachsenen bieten kann; weshalb sie ihrer Meinung nach dort in einem Engagement tätig werden sollten oder welche Erfahrungen mit den von mir in dieser Arbeit herausgefundenen Einflussfaktoren sie schon gemacht haben und wie sie diese einschätzen.

Darüber hinaus würde ich noch zwei andere Aspekte weiterverfolgen:

Zum einen würde ich noch Entwicklungspotential meiner Arbeit darin sehen, herauszuarbeiten, ob meine Ergebnisse nicht nur für Jugendliche und junge Erwachsene, sondern für alle Altersgruppen relevant beziehungsweise gültig sind. Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass es so ist wie eine meiner InterviewpartnerInnen sagte: *„Was Jugendliche noch haben, was Erwachsene oft*

schon nicht mehr haben ist dieses Offensein." (Interviewpartnerin, 27 Jahre) Diese Offenheit macht die Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu einer ganz besonderen Gruppe und aus dieser Besonderheit heraus ergeben sich die Rahmenbedingungen für ihr Engagement. Ich glaube daher auch, dass nicht von allen Menschen die gleichen Handlungen und Reaktionen erwartet werden können. Aber es könnten zuerst einmal eventuelle Gemeinsamkeiten beziehungsweise Unterschiede herausgearbeitet werden. Dann kann die Katholische Kirche auch aus Umfeldbedingungen, die bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum Erfolg führten, lernen und diese bestmöglich für die unterschiedlichsten Individuen gestalten.

Zum anderen bin ich der Ansicht, dass man versuchen könnte meine Ergebnisse für die Katholische Kirche auch auf andere Engagementbereiche zu übertragen. Auch hier sehe ich brauchbare Entwicklungstendenzen.

Generell denke ich aber, dass meine Arbeit in der Art und Weise wie sie jetzt vorliegt für mehrere Gruppen hilfreich und von Interesse sein kann. Bereits in der Einleitung habe ich diesen Punkt erwähnt, der sich im Laufe meiner Forschung allerdings noch weiter konkretisiert hat. So bekam ich von all meinen InterviewpartnerInnen Anfragen auf die fertige Arbeit, die sie gerne für sich selbst beziehungsweise für ihre Zuständigkeitsbereiche in der Katholischen Kirche zur Verfügung gestellt bekommen möchten. Darüber hinaus bin ich in diesem 1 Jahr meiner Forschung oft mit Menschen zusammengekommen mit denen ich mich darüber ausgetauscht habe und die mich auf bereits vorgefundene Anwendungsbeispiele beziehungsweise mögliche Anwendungsfelder hingewiesen haben. Diese möchte ich nun wiedergeben.

Aufbau einer Jugendgruppe

Eine Pfarre, die auf eine erfolgreiche Kinderpastoral und Angebote für junge Erwachsene blicken kann, möchte auch die Jugendarbeit in ihrer Gemeinde fördern und mit dem Aufbau einer Jugendgruppe beginnen. Bei einem ersten Gruppentreffen wurden die Grundlagen dafür festgelegt. Als mittelfristiges Ziel galt es die Gemeinschaft zu fördern und eine Identität für die Jugendgruppe zu schaffen, mit dem langfristigen Ziel Jugendliche für Jesus Christus zu begeistern und in die Gemeinschaften „Pfarre“ und „Kirche“ zu integrieren. Im zweiten Schritt wurde die

Zielgruppe festgelegt und für Burschen und Mädchen charakterisiert (soziologisch ausgedrückt in Idealtypen). Als weitere Schritte wurden Ideen für die Gruppenstundengestaltung gesammelt und eine erste Aufgabenverteilung durchgeführt.

Dieses Beispiel habe ich als das plakativste für meine Arbeit empfunden, in dem sich wiederum einige Parallelen finden lassen: Jugend und Gemeinschaft stehen im Mittelpunkt, zielgruppenadäquate Gestaltung wurde eingeplant, in dem diese Altersgruppe mit ihren Bedürfnissen und Eigenschaften genau beleuchtet wurde. Es wurde eine konkrete Struktur mit einem vorgesehenen Ziel festgelegt. Anschließend wurde in „jugendlichem Stil“ (SMS) zu den Gruppentreffen eingeladen.

Diakon Reinhard (Name anonymisiert) mit Visionsarbeit

Eine Pfarrgemeinde, die ihren Tätigkeitsspektrum auf Grund der MitarbeiterInnenzahlen erreicht hat, möchte nicht an diesem Punkt stehen bleiben, sondern weiterwachsen. Daher ruft der zuständige Diakon eine Gruppe ins Leben, die sich mit dieser Problematik auseinandersetzen soll. Zu dieser Gruppe lädt er neben dem Priester der Pfarrgemeinde auch alle Personen dieser Pfarre, die in Leitungsfunktionen tätig sind, quer durch alle Altersschichten ein. Der Grundgedanke dieser Arbeitsgruppe ist es, dass es viele Menschen im Umfeld der Pfarre gibt, die mitarbeiten oder sich engagieren würde (da sie ja auch zur Pfarrgemeinde gehören und teilweise auch die Gottesdienste besuchen), wenn man sie ansprechen könnte. Dies würde ein Wachstum der Gemeinde und auch eine Arbeitserleichterung für alle bereits engagierten Mitglieder bedeuten. In mehreren Teamsitzungen geht es darum die zentralen Elemente und Ziele der Pfarrgemeinde herauszuarbeiten („Wohin geht die Pfarrgemeinde“), dann zu überlegen, welche Elemente/Ziele schon erreicht beziehungsweise umgesetzt wurden, wie die übrigen noch zu erreichen sind, welche Hindernisse es dabei zu überwinden gilt und wie der Erfolg kontrolliert werden kann. Anschließend sollen diese Ergebnisse in einer größeren Plenarsitzung der Pfarrgemeinde vorgestellt und neue Mitarbeiter angesprochen werden.

Bei meiner Beschäftigung mit diesem Fallbeispiel habe ich festgestellt, dass auch diese Gruppe mit einem Problem zu kämpfen hat, das ich in meiner Arbeit behandelt habe, nämlich den 7 Prinzipien.

dran Studie 19plus

dran, ein christliches Jugendmagazin aus Deutschland führte gemeinsam mit dem Institut empirica die „dran Studie 19 plus“ durch, um die Situation junger Erwachsener in ihrer Gemeinde/Kirche zu erheben. Die Studie bezieht sich auf die 16 deutschen Bundesländer und erfasste im ersten Teil mit Hilfe eines Fragebogens 288 hauptamtliche (55%) und ehrenamtliche (45%) MitarbeiterInnen in der Gemeindearbeit. Der Studie voraus ging die Beobachtung, dass in vielen Gemeinden junge Erwachsene fehlen. Ziel der Studie ist es ein Meinungsbild zu erstellen, was junge Erwachsene in Bezug auf ihren Glauben und ihre Vorstellung von Gemeinde sagen.

Die Ergebnisse der Studie zeigten, dass der Übergang von Jugendarbeit in die Gemeinde sehr schlecht gelingt und sich junge Erwachsene in ihrer Gemeinde nicht wohlfühlen. Gründe dafür sind, dass junge Menschen schwer oder gar nicht ihren Platz in der Gemeinde finden, es sich schwierig gestaltet neue Ideen umzusetzen und sie sich von der älteren Generation nicht akzeptiert fühlen. Darüber hinaus sind die Strukturen für junge Menschen oft zu statisch und zu wenig beziehungsorientiert. Die Gemeinden berücksichtigen zu wenig gesellschaftliche Veränderungen und spezielle Lebenssituationen, wie beispielsweise Lebensübergänge oder Ausbildungszeiten in der die MitarbeiterInnen nur kurzzeitig und in flexibler Form für die Gemeinde zur Verfügung stehen können, wofür allerdings die Wertschätzung fehle.

Darüber hinaus wünschen sich junge Menschen vermehrt kleine und übersichtliche Gruppen, die ein Miteinander erlauben; Vorbilder und Mentoring, authentische Gemeinden und verstärkte Glaubenslehre. (dran Nr. 4/2009: 12-18)

Mit Bedauern stelle ich in meiner soziologischen Tätigkeit immer wieder fest, dass im Rahmen einer Forschung viel an spannenden Daten erhoben wird, leider aber nicht alles davon genutzt werden kann. So möchte ich in diesem Zusammenhang noch einen Punkt ansprechen, der meiner Forschungsfrage nicht ganz entsprach, trotzdem aber nicht unter den Tisch fallen sollte:

So ist in meiner Forschung als ein Ergebnis herausgekommen, dass es für Frauen beziehungsweise Mädchen leichter ist sich im kirchlichen Bereich zu engagieren als für Männer beziehungsweise Burschen. Dies verwunderte mich sehr, da – sieht man sich die hierarchischen Strukturen der Katholischen Kirche an – doch von einem

männerdominierten Bereich ausgegangen werden kann. Trotzdem, wie ich es auch schon mehrfach und sogar von Männern bestätigt bekommen habe: männliche Personen, die gerne ihren Glauben oder ihr Religiosität tätig umsetzen wollen, haben es scheinbar schwerer „ihren Platz“ innerhalb der Katholischen Kirche zu finden.

4.3 Für mich persönlich

Abschließend möchte ich in wenigen Sätzen noch mein ganz persönliches Resümee zu dieser Arbeit ziehen:

Eine Arbeit in diesem Umfang zu schreiben bedarf mehr Disziplin und Aufwand als ich zu Beginn gedacht hatte. Diese Zeit aber war voll von vielen schönen Begegnungen: Bereits in der Erhebungsphase wurde ich zu netten Gesprächen „eingeladen“ und konnte durch meine Interviews auch viele persönliche Kontakte, die für mich sehr bereichernd waren, knüpfen.

In der Auswertungsphase staunte ich wieder neu darüber, welche Ergebnisse mit unserem sozialwissenschaftlichen Rüstzeug in doch „einfachen“ Arbeitsschritten aus den Interviews herausgearbeitet werden konnten und wie viel man aus „normalen“ Gesprächen über die betreffenden Personen bei „etwas genauerem Hinsehen“ erfährt.

Gleichzeitig zum Schreiben meiner Abschlussarbeit führte ich auch meine Abschlussprüfungen durch und so war diese Zeit geprägt von einem immer wiederkehrenden Hinterfragen meiner Arbeitsschritte auf Grund der gelesenen Fachliteratur. Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass Theorie und Praxis ineinander greifen, aber auf gewisse Weise eben doch zwei Paar Schuhe bleiben.

In der Phase der Berichtverfassung stellte ich sehr zu meiner Freude fest, dass ich meine Ergebnisse an viele bereits bestehende soziologische Theorien, Ansätze und sogar an einige Forschungen anschließen und in ein Gefüge einbetten konnte.

Rückblickend war es für mich also nicht nur eine lange, sondern auch lehrreiche und spannende Zeit, die ich als krönenden Abschluss meiner Studienzeit ansehen kann.

5 Literaturverzeichnis

Ammann, Herbert; Hasse, Raimund; Jakobs, Monika und Kafka-Riemer, Gabriela (Hrsg.) (2008): Freiwilligkeit. Ursprünge, Erscheinungsformen, Perspektiven. Zürich: Seismo Verlag.

Badelt, Christoph (1985): Politische Ökonomie der Freiwilligenarbeit. Theoretische Grundlagen und Anwendungen in der Sozialpolitik. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Badelt, Christoph (2002): Handbuch der Nonprofit Organisation. Strukturen und Management. 3. Auflage. Stuttgart: Schäfer-Poeschel Verlag.

Badelt, Christoph; More-Hollerweger, Eva (2007): Ehrenamtliche Arbeit im Nonprofit Sektor. in: Badelt, Christoph; Meyer, Michael; Simsa, Ruth (Hrsg.): Handbuch der Nonprofit Organisation. Strukturen und Management. 4. Auflage, Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag, S. 503-531.

Baier, Andrea; Müller, Christa; Werner, Karin (2007): Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München: oekonom.

Baumeister, Roy F., & Leary, Mark R. (1995): The need to belong: Desire for interpersonal attachments as a fundamental human motivation. Psychological Bulletin, 117, S. 497-529.

Bengtson, Vern I., Allen, Katherine R. (1993): The Life Course Perspective Applied to Families Over Time in: Boss, P.G., Doherty, W.J., LaRosse, R., Schumm, W.R. & Steinmetz, S.K. (1993): Sourcebook of Family Theories and Methods. A Contextual Approach. New York: Plenum Press.

Blumer, Herbert (1973): Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. Opladen, S.80-146.

Bosch, Barbara: Würdigung des Bürgerschaftlichen Engagements. in: Wendt, Wolf Rainer, u.a. (1996): Zivilgesellschaft und sozialer Handeln. Bürgerschaftliches Engagement in eigenen und gemeinschaftlichen Belangen. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 147-149.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2009): Freiwilliges Engagement in Österreich. 1. Freiwilligenbericht. Wien.

Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz (2008): Struktur und Volumen der Freiwilligenarbeit in Österreich. Wien.

Braun, Joachim; Röhrig, Peter (1986): Umfang und Unterstützung ehrenamtlicher Mitarbeit und Selbsthilfe im kommunalen Sozial- und Gesundheitsbereich, in: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.): Freiwilliges soziales Engagement und Weiterbildung, Bonn. S. 1-168.

Cooley, Charles Horton (1909): Social Organization. A study of the larger mind. New York: Charles Scribner's Sons.

Corsten, Michael; Kauppert, Michael; Rosa, Hartmut (2008): Quellen Bürgerschaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Die Heilige Schrift. Einheitsübersetzung (1981) 9. Auflage. Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk.

Durkheim, Emile (1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Eichhorn-Kösler, Elfi: Gibt es ein Männer- und Frauenspezifisches Bürgerengagement? in: Wendt, Wolf Rainer, u.a. (1996): Zivilgesellschaft und sozialer Handeln. Bürgerschaftliches Engagement in eigenen und gemeinschaftlichen Belangen. Freiburg im Breisgau: Lambertus. S. 151-153.

Festinger, Leon (1954): A theory of social comparison processes. Human Relations Vol. 7. No.2. p. 117-140.

Ferchhoff, Wilfried; Neubauer, Georg (1997): Patchwork Jugend. Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen. Leske und Buderich: Opladen.

Friesl, Christian; Kromer, Ingrid ; Polak, Regina (Hg.)(2008): Lieben. Leisten. Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich. Czernin-Verlag: Wien.

Froschauer, Ulrike; Lueger Manfred (1998): Das qualitative Interview. WUV-Universitätsverlag: Wien.

Froschauer Ulrike; Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. WUV-Universitätsverlag: Wien.

Frömmel, Sandra (2007): Freiwilliges Engagement unter besonderer Berücksichtigung der Arbeits- und Rahmenbedingungen. Wien.

Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1976): Beschlüsse der Vollversammlung – Offizielle Gesamtausgabe. Freiburg.

Giddens, Anthony (2001): Sociology. Polity: Cambridge.

Glock, Charles Y. (1969): Über die Dimensionen der Religiosität. in Matthes, Joachim: Kirche und Gesellschaft. Einführung in die Religionssoziologie II. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 150-168.

Hassan, Steven (1993): Ausbruch aus dem Bann der Sekten. Psychologische Beratung für Betroffene und Angehörige. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

Helle, Horst Jürgen (1997): Religionssoziologie. Entwicklung der Vorstellung vom Heiligen. R. Oldenbourg Verlag: München.

Heinz, Walter R. (2000): Selbstsozialisation im Lebenslauf. Umriss einer Theorie biographischen Handelns. in: Hoerning, Erika M. (2000): Biographische Sozialisation. Band 17. Stuttgart: Lucius & Lucius VerlagsgesmbH, S. 165 – 186.

Heinze Rolf G.; Olk Thomas; Hilbert Josef (1988): Der neue Sozialstaat. Analyse und Reformperspektiven. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag.

Hoerning, Erika M. (2000): Biographische Sozialisation. Theoretische und forschungspraktische Verankerung. in: Hoerning, Erika M. (2000): Biographische Sozialisation. Band 17. Stuttgart: Lucius & Lucius VerlagsgesmbH, S. 1 – 16.

Honig, Michael-Sebastian, Leu, Hans Rudolf; Nissen, Ursula (Hrsg.) (1996): Kinder und Kindheit. Soziokulturelle Muster – sozialisationstheoretische Perspektiven. In: Honig, Michael-Sebastian, Lange, Andreas; Leu, Hans Rudolf (Hrsg.): Aus der Perspektive von Kindern? Weinheim: München, S.77-97.

Hurth, Elisabeth (2008): Religion im Trend. Oder Inszenierung für die Quote? Patmos Verlag GmbH & Co Kg: Düsseldorf.

Jakob, Gisela (1991): Zwischen Dienst und Selbstbezug. Biographieverläufe ehrenamtlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. in: Neue Praxis Heft 1, S. 26 – 32.

Jakob, Gisela (1995): Ehrenamtliches Engagement im sozialkatholischen Milieu: Biographische Grundlegung und verbandliche Rahmenbedingungen. in: Hoerning, Erika M./ Corsten, Michael (1995): Institution und Biographie. Die Ordnung des Lebens. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 221 – 236.

Johannes Paul II (1981): Apostolisches Schreiben „Familiaris Consortio“ von Papst Johannes Paul II über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenzen: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Vol. 33: Bonn.

Johannes Paul II (1988): Nachsynodales Apostolisches Schreiben „Christifideles Laici“ von Papst Johannes Paul II über die Berufung und Sendung der Laien in Kirche und

Welt, 30. Dezember 1988, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenzen: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Vol. 87: Bonn.

Kaufmann, Franz-Xaver (1989): Religion und Modernität. Sozialwissenschaftliche Perspektiven. Tübingen: Mohr.

Kausch, Hubert (2008): Freiwilligkeit und Freiwilligenarbeit in den Kirchen. Ideeller Anspruch und reale Bedeutung – ein Beitrag aus der Praxis kirchlicher Freiwilligenarbeit. in: Ammann, Herbert; Hasse, Raimund; Jakobs, Monika und Kafka-Riemer, Gabriela (Hrsg.) (2008): Freiwilligkeit. Ursprünge, Erscheinungsformen, Perspektiven. Zürich: Seismo Verlag, S. 114 – 136.

Kohli, Martin (1976): Sozialisation und Lebenslauf: eine neue Perspektive für die Sozialisationsforschung. in: Lepsius, Rainer M.(Hg.): Zwischenbilanz der Soziologie. Stuttgart: Enke, S. 311 – 326.

Kolland, Franz; Rosenmayr, Leopold (2007): Altern und zielorientiertes Handeln: Zur Erweiterung der Aktivitätstheorie. Erschienen in: H.-W., Mollenkopf, H. (Hrsg.) (2007): Altersforschung am Beginn des 21. Jahrhunderts. Berlin: Akademische Verlagsanstalt, S. 203-221.

Korte, Hermann (2006): Einführung in die Geschichte der Soziologie. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.

Krech, Volkhard (1999): Religionssoziologie. Bielefeld: transcript Verlag.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Luckmann, Thomas (1971): Verfall, Fortbestand oder Verwandlung des Religiösen in der modernen Gesellschaft? in Schatz, Oskar (Hg.): Hat die Religion Zukunft? Graz u.a.: Styria, S. 69 –82.

Luckmann, Thomas (1992): Theorie des sozialen Handelns. Berlin: de Gruyter.

Lueger, Manfred (2000): Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methoden, Organisation, Materialanalyse. Wien: WUV-Universitäts-Verlag.

Mead, Georg Herbert (1988): Geist, Identität und Gesellschaft: Frankfurt.

Nunner-Winkler, Gertrud (1992): Zur moralischen Sozialisation. in Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Nr. 44, S. 252-272.

Paul VI (1975): Apostolisches Schreiben „Evangelii Nuntiandi“ Seiner Heiligkeit Papst Paul VI: an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über die Evangelisierung der Welt von heute. 8. Dezember 1975, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenzen: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Vol. 2: Bonn.

Polak, Regina (2006): Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft. Ostfildern: Schwabenverlag AG.

Rahner, Karl (1972): Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg im Breisgau.

Richter, Rudolf (1999): Grundlagen der Verstehenden Soziologie. Wien: WUV-Univ. Verlag.

Richter, Rudolf (2001): Soziologische Paradigmen: ein Einführung in klassische und moderne Konzepte. Wien: WUV-Univ. Verlag.

Rosenmayr, Leopold (1971): Zur theoretischen Neuorientierung der Jugendsoziologie, in: Allerbeck, Klaus R.; Rosenmayr, Leopold: Aufstand der Jugend? Neue Aspekte der Jugendsoziologie. München: Juventa.

Schäfers, Bernhard (1994): Einführung in die Gruppensoziologie: Geschichte, Theorien, Analyse. Heidelberg: Quelle und Meyer.

Schäfers, Bernhard (2001): Jugendsoziologie: Einführung in Grundlagen und Theorien. Opladen/Karlsruhe: Leske und Buderich.

Scheuch, Erwin K. (1975): Die Jugend gibt es nicht. Zur Differenziertheit der Jugend in der heutigen Industriegesellschaft; von Henting, Hartmut; Lübke, Hermann; Scheuch, Erwin K. (1975): Jugend in der Gesellschaft. Ein Symposium. München, S. 54-78.

Schmidtchen, Gerhard (1992): Ethik und Protest. Moralbilder und Wertkonflikt junger Menschen. Mit Kommentaren von L. Roos und M. Seitz. Opladen: Leske und Buderich.

Scholz, Gerold (1994): Die Konstruktion des Kindes. Opladen: Westdeutscher Verlag.

von Cranach, Mario (2008): Freiwilligkeit, Altruismus oder Egoismus? Zur Sozialpsychologie der individuellen und gesellschaftlichen Bedeutung der Freiwilligkeit. in: Ammann, Herbert; Hasse, Raimund; Jakobs, Monika und Kafka-Riemer, Gabriela (Hrsg.) (2008): Freiwilligkeit. Ursprünge, Erscheinungsformen, Perspektiven. Zürich: Seismo Verlag, S. 137 – 149.

Vondrasek, Bernhard (2003): Lebensorientierung durch Freiwilligendienst. Eine qualitative Studie und pastoraltheologische Bewertung von Volontariat in katholischer Trägerschaft. München: Don Bosco Verlag.

Weber, Max (1920): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band 1, herausgegeben von Marianne Weber, Tübingen: Mohr.

Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr.

Weber, Max (1988): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. 9. Auflage. Tübingen: Mohr.

Weber, Max (1988): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie III. herausgegeben von Marianne Weber. 8.Auflage. Tübingen: Mohr.

Wendt, Wolf Rainer, u.a. (1996): Zivilgesellschaft und sozialer Handeln. Bürgerschaftliches Engagement in eigenen und gemeinschaftlichen Belangen. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Zimmer, Annette (2004): Vorwort in: Steinbacher, Elke: Bürgerschaftliches Engagement in Wohlfahrtsverbänden. Professionelle und organisationale Herausforderungen in der sozialen Arbeit. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, S. 9-13.

Zulehner Paul M.; Denz, Hermann (1993): Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie. Düsseldorf: Patmos Verlag.

Zeitschriften:

dran Ausgabe April/Mai Nr. 4/09, Seite 12 – 19, Bundes-Verlag GmbH: Witten und bvMedia Christliche Medien GmbH: Pfäffikon

Quellen aus dem Internet:

www.jugendkirche.at (Stand 14.09.2009)

www.you-magazin.at (Stand 14.09.2009)

www.jugendgebetskreis-ternitz.at.tt (Stand 14.09.2009)

www.kapuziner.at (Stand 14.09.2009)

www.praystation-lainz.com (Stand 14.09.2009)

www.kj.at (Stand 14.09.2009)

www.shell.de/home/content/deu/aboutshell/our_commitment/shell_youth_study/2006/ (Stand 14.09.09)

www.uni-bielefeld.de/gesundhw/ag4/projekte/shell.html (Stand 14.09.2009)

<http://www.katholisch.at/content/site/kirche/index.html> (Stand 15.09.2009)

http://www.katholisch.at/site/article_blank.siteswift?do=all&c=gotosession&d=site%2Fkirche%2Fkircheinoesterreich%2Fstatistik (Stand 15.09.2009)

http://www.feuerflamme.de/katalog/news_show.php?select=news&show=933
(Stand 15.09.2009)

<http://stephanscom.at/news/articles/2003/10/28/a4027/> (Stand 2.10.2009)

http://www.uni-frankfurt.de/fb/fb04/personen/ellingerweb/06_SoSe/Gewalt/Anomietheorie.ppt.
(Stand 2.10.2009)

<http://www.gedichte.eu/71/morgenstern/wir-fanden-einen-pfad/wer-vom-ziel-nicht.php> (Stand 11.10.2009; Christian Morgenstern: Wir fanden einen Pfad 1914)

<http://www.oeij.at> (Stand 13.11.2009)

Nijstad, Bernard A.; van Knippenberg, Daan: Gruppenpsychologie: Grundlegende Prinzipien:

https://www.uzh.ch/psychologie/sowi/ssl-dir/hs07/2342/documents/Kap_12.pdf.
(Stand 17.11.09)

Hollerweger, Eva (2006): Freiwilligenarbeit – quo vadis? Vortrag im Rahmen der Fachmesse integra: http://www.assista.org/files/Wels_Vortrag%20Hollerweger.pdf (Stand 6.02.2010)

Brundlandt Commission (1987): Our common future: Report of the World Commission on Environment and Development:
<http://www.un-documents.net/ocf-02.htm#I> (Stand 11.02.2010)

Kraus, Anja (2008): Die neue Schüler(innen)forschung im Schnittpunkt der Jugend- bzw. neuen Kindheitsforschung mit der Schulforschung. Tagung der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg „Zum Verhältnis von Jugendsoziologie und Pädagogik“ der Sektion Jugendsoziologie der DGS von 28.2.-29.2.2008:
http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1c-sozi-t-01/user_files/musiksoziologie/user_files/Dateien/Abstracts_Stand170108.pdf (Stand 11.02.2010)

Abbildungsnachweis:

- Seite 15: Tabelle nach Hollerweger, Eva (2006) S. 5
- Seite 53: Tabelle erstellt von der Autorin; Grundlage: Interviewdaten
- Seite 61: http://www.learn-line.nrw.de/angebote/sinus/projektnw/materialpool/welt_des_kleinen/spuren/spuren.htm (Stand 11.02.2010)
- Seite 85: Grafik erstellt von Autorin; Grundlage: Auswertungsergebnisse
- Seite 94: Grafik erstellt von Autorin; Grundlage: Auswertungsergebnisse und recherchierte Literatur

6 Anhang

6.1 deutsches Abstract

Die vorliegende Abschlussarbeit „jung. engagiert. katholisch“ geht von der Forschungsfrage „Welche gesellschaftlichen und persönlichen Bedingungen führen dazu, dass sich junge Menschen heute in der Katholischen Kirche engagieren?“ aus. Ziel ist es Rahmenbedingungen, die ehrenamtliches Engagement Jugendlicher und junger Erwachsener zwischen 18 und 28 Jahren entstehen lassen und fördern, herauszufinden. Die Autorin, die selbst aus diesem Feld stammt, beginnt die Forschung auf Grund von persönlichem Interesse und versucht dafür eine soziologische Einbettung zu finden. Im Vorfeld beschäftigt sie sich daher nach einer eingehenden Recherche über die unterschiedlichen Gruppen in diesem Feld mit jugendsoziologischen und religionssoziologischen Theorien sowie der Handlungstheorie.

Ein zentraler Punkt dieser Arbeit stellt die Erhebung des Datenmaterials dar. In einem qualitativen Forschungszyklus führt die Autorin 6 offene Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 18 und 28 Jahren aus Wien und Niederösterreich durch, transkribiert und analysiert diese. Die Auswertung erfolgt mit Hilfe der Feinstruktur- sowie der Systemanalyse nach Froschauer/Lueger in Gruppen- und Einzelarbeit. Als Ergebnis der Forschung fasst die Autorin Kategorien zusammen, die den Weg eines jungen Individuums zu einem Engagement in der Katholischen Kirche nachzeichnen und darauf wirkenden Einflüsse darstellen. Ebenso zeigt sie aber auch auf, wie die Katholische Kirche selbst die Engagementbereitschaft junger Menschen beeinflussen kann.

Die Einbettung der Ergebnisse erfolgt im Interpretativen Paradigma; ausgehend von der Handlungstheorie Max Webers und der Sozialisationstheorie Georg Herbert Meads stellen Christoph Badelt und Gisela Jakob weitere Bezugspunkte dar.

Zusammengefasst kann gesagt werden, dass die Entscheidung eines Individuums für Engagement von folgenden Punkten getragen wird: Das gesellschaftliche und

kulturelle Umfeld sowie die Mitmenschen, Bezugspersonen und Vorbilder stellen den ersten Einflussrahmen dar. Einstellungen gegenüber und Verständnis von Engagement und Katholischer Kirche werden hier grundgelegt. Das Individuum selbst muss über bestimmte Eigenschaften und Ressourcen wie Offenheit, Kreativität und den Willen sich zu engagieren, verfügen. Schließlich geht es auch um die Bewertung der Funktion des Engagements für das Individuum oder sehr rational ausgedrückt, um den Nutzen, den es daraus ziehen kann. Wichtige Faktoren sind hier die Alltagsrelevanz, die Gemeinschaft und die Weltanschauung, die das Individuum inne hat.

Von Seiten der Katholischen Kirche gibt es 7 Prinzipien, die laut dieser Forschung im Umgang mit ehrenamtlich Engagierten Berücksichtigung finden sollten: Die Kirche sollte allen Menschen Offenheit und Liebe entgegenbringen, vielfältig sein und jeden, der sich ihr anschließen möchte in seiner Individualität annehmen. Außerdem sollte sie über eine innere Ordnung verfügen und für engagierte Individuen als Coach fungieren. Schließlich ist noch zukunftsorientierte Dynamik und ein klares Bekenntnis zum Herzen ihrer selbst gefragt.

Vor dem eigentlichen Engagement stellt die Entscheidung des Individuums eine letzte aber wesentliche Komponente dar.

So sind die Rahmenbedingungen für das Engagement Jugendlicher und junger Erwachsener in der Katholischen Kirche durch gesellschaftliche und kulturelle Bedingungen strukturiert, biographisch geprägt und durch die Sozialisation gelenkt. Schlussendlich werden sie durch die Präferenzen und die Entscheidung des Individuums festgesteckt.

6.2 englisches Abstract

This master thesis „jung. engagiert. katholisch.“ deals the question of social and personal framework conditions for the personal engagement of young people in the Catholic Church. The aim is to find out determining factors, which evolve and support personal engagement in the Catholic Church of young adults between 18 and 28 years.

The author herself comes from this field and started this research by interest. At the beginning of this thesis she tries to embed her interest into a sociological theory and therefore searches for information about groups of young people inside the Catholic Church. Furthermore she pays attention to theories of sociology of youth and religion and the theory of action.

One important aspect of this thesis is the data gathering. During a qualitative research cycle, 6 informal interviews with young adults from 18 – 28 years of Vienna and Lower Austria are conducted, transcribed and analysed. The data analysis is done in groups and by the author alone according to “fine structure analysis” and the “system analysis” by Froschauer/Lueger. The empirical results are subsumed under categories, which show the way (and influencing factors) of a young individual to a personal engagement in the Catholic Church. As well the role of the Catholic Church in influencing the willingness of personal engagement of young people is pointed out.

The results of this master thesis are embedded in the interpretative paradigm, starting with the theory of action of Max Weber and the theory of socialisation of Georg Herbert Mead. They are furthermore related to Christoph Badelt and Gisela Jakob.

To sum up it can be said, that the decision of an individual for personal engagement depends on the following aspects: The social environment, parents, friends and ideals are the first frame of influence. This frame represents the base of opinions and attitudes towards personal engagement and the Catholic Church.

Second frame: the individual. The individual itself should have certain abilities and personal resources like openness, creativity and the willingness for personal

engagement. After all the valuation of the function of personal engagement, or in other words the benefit of the personal engagement for the individual, plays an important role. Essential factors are the meaning of the personal engagement for the individual`s everyday life, community and ideology.

According to this research the Catholic Church should consider 7 principles to encourage personal engagement of young adults:

1. All people should be met with openness and love.
2. Be manifold!
3. Accept everybody`s individuality!
4. Take care of an inner order!
5. Be a coach for your members!
6. Be future - oriented and dynamic!
7. Make a clear avowal to the heart of yourself!

Just before the personal engagement the decision of the individual is the last – and most important – component.

So the framework conditions for personal engagement of young adults in the Catholic Church are structured by social and cultural conditions, shaped through the biography and directed through the socialisation. Finally they are marked by the preferences and decisions of the individual.

6.3 Lebenslauf

Persönliche Daten:

Vor- und Zuname: Claudia Anna Brechelmacher

Geburtsdatum: 16. Juni 1986

Geburtsort: Wien, Nussdorf

Familienstand: ledig

Wohnhaft in: Niederösterreich

Bildungsweg:

1992 – 1995: VS Marianum, Wien Scheidlstraße, 18.

1995 – 1996: VS Ternitz, Stapfgasse

1996 – 2004: Bundesgymnasium Neunkirchen

2004 – 2007: Bakkalaureatsstudium Soziologie GEIKU, Universität Wien

2007 - 2010: Masterstudium Soziologie, Universität Wien

Schwerpunktsetzung: Familien- und Kulturosoziologie

seit 2009: Bachelorstudium Wirtschafts- und Sozialwissenschaften,
Wirtschaftsuniversität Wien

Praktikums – und Berufserfahrung:

Juli – August 2006: Praktikum an der Politischen Akademie

seit April 2008: Trainerin am WIFI NÖ